

## „... dass das Ungeheuerliche wirklich die Wahrheit war“

Christiane Goldenstedt: „Du hast mich heimgesucht bei Nacht.“ – Die Familie Kuhn im Exil. Norderstedt: BoD, 2013

Jutta Dittfurth: Der Baron, die Juden und die Nazis. Reise in eine Familiengeschichte. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2013

Irme Schaber: Gerda Taro – Fotoreporterin. Mit Robert Capa im Spanischen Bürgerkrieg. Die Biografie. Marburg: Jonas, 2013

Simon Malkès: Der Gerechte aus der Wehrmacht. Das Überleben der Familie Malkès in Wilna und die Suche nach Karl Plagge. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von Beate Kosmala. Berlin: Metropol, 2014

Elisabeth Hofacker: Menschen auf dem Prüfstand. Eine Berliner Familie im Widerstand gegen die Judenverfolgung. Berlin: Metropol, 2013

Ernst Klee: Auschwitz – Täter, Gehilfen, Opfer und was aus ihnen wurde. Ein Personenlexikon. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2013

Michael Schwartz (Hg.): Homosexuelle im Nationalsozialismus. Neue Forschungsperspektiven zu Lebenssituationen von lesbischen, schwulen, bi-, trans- und intersexuellen Menschen 1933 bis 1945. München: De Gruyter/Oldenbourg, 2014

Kristina Kargl: Die Weiße Rose – Defizite einer Erinnerungskultur. Einfluss und Wirkung des Exils auf die Publizität der Münchener Widerstandsgruppe. München: Allitera, 2014

Brigitte Bailer; Wolfgang Maderthaler; Kurt Scholz (Hg.): „Die Vollstreckung verlief ohne Besonderheiten.“ Hinrichtungen in Wien, 1938 bis 1945. Wien: Mandelbaum Verlag, 2013

Birgit Vierling: Kommunikation als Mittel politischer Mobilisierung. Die Sudetendeutsche Partei (SdP) auf ihrem Weg zur Einheitsbewegung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1933–1938). Marburg: Herder, 2014

Markus von Hänsel-Hohenhausen: Hitler und die Aufklärung. Der philosophische Ort des Dritten Reiches. Beitrag zur Theorie der modernen Despotien und zum Mythos der politischen Religion. Frankfurt am Main: Brentano-Gesellschaft Frankfurt, 2013

Harald Roth (Hg.): Was hat der Holocaust mit mir zu tun? 37 Antworten. München: Pantheon, 2014

Sylvia de Pasquale: Zwischen Resozialisierung und „Ausmerze“. Strafvollzug in Brandenburg an der Havel (1920–1945). Berlin: Metropol, 2013

Nur wenigen Menschen dürfte bekannt sein, dass sich bereits im Sommer 1944 Überlebende in Lublin zusammenfanden, um für die Nachwelt den unfassbaren Massenmord an den polnischen Juden zu dokumentieren. Durch die unmittelbare zeitliche Nähe sind diese Zeugnisse in besonderem Maße eindrücklich, authentisch und erschütternd. In ihrer Emotionalität und Direktheit übertreffen sie oft die Jahre später von Überlebenden aufgezeichneten Berichte. Obwohl der Sammelband „Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944–1947“ keine leichte Lektüre ist, muss man den Herausgebern Frank Beer, Wolfgang Benz und Barbara Distel für ihre außerordentlich wichtige und eindrucksvolle Publikation danken.

Ab 1944 existierte die Zentrale Jüdische Historische Kommission (ZJHK) in Polen, die drei Jahre später im Jüdischen Historischen Institut aufging. Ziel der dort tätigen Wissenschaftler und Mitarbeiter war es „Dokumente, Erinnerungen [und] Sachzeugnisse der Shoah zu sammeln und öffentlich zu machen“, von denen nur wenige bisher auf Deutsch erschienen sind.

Jeder der zwölf erstmals in die deutsche Sprache übersetzten Berichte von jüdischen Überlebenden und Augenzeugen ist es wert gelesen zu werden. Sie bilden ein Kaleidoskop jüdischen Martyriums im besetzten Polen, das vom Leben und Sterben in Städten und Dörfern (Lemberg, Bialystok, Warschau, Zolkiew, Wilna und Klimontow), im Zwangsarbeitslager Janoschka in Lemberg oder in den Vernichtungslagern Treblinka und Sobibor berichtet. Es sind Menschen aus den unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten, deren Leidensgeschichten in dem Buch erzählt werden.

Einige Beiträge sollen hier etwas näher beleuchtet werden: Da ist der herbe und bittere Bericht von Rachel Auerbach über das Vernichtungslager Treblinka, der die Lesenden fassungslos zurücklässt. Auerbach gehört zu den Überlebenden des Warschauer Ghettos, war im Untergrund tätig und wurde nach ihrer Emigration nach Israel Mitarbeiterin im Yad Vashem. Mit teilweise beißendem Sarkasmus – aber wie kann man sich selbst auch sonst vor solchen Eindrücken schützen, wenn man nicht verzweifeln will? – beschreibt die Autorin u.a. eine Inspektionsreise 1945 „[a]uf den Feldern von Treblinka“, wo sie mit Abscheu registriert, dass Plünderer und Marodeure das von der SS im Herbst 1943 dem Erdboden gleichgemachte Lager systematisch nach noch unentdeckten „Schätzen“ absuchten und dabei selbst vor Sprengungen und dem Ausgraben von halb verwesenen Leichen der Opfer keinen Halt machten. Es gibt nicht viele Berichte von Zeitzeugen aus Treblinka, was den Text von Abraham Krzepicki zu einer Rarität macht. Er war einer der Wenigen, denen Ende 1942 die Flucht aus dem Vernichtungslager in einem Eisenbahnwaggon, in dem er 18 Tage zugebracht hatte, gelang. Anfang 1943 entstand sein Bericht im Warschauer Ghetto, wo sich Krzepicki am Aufstand beteiligte und im April 1943 getötet wurde. Sein Zeugnis ist damit eines der frühesten über das Vernichtungslager Treblinka.

Erschütternd ist auch die Darlegung des ehemaligen Heringshändlers Ber Ryczywol aus Warschau, der die „Umsiedlung“ der Juden ins Ghetto mit seiner Frau und den vier Kindern Ende 1940 erlebt, aber schon nach einigen Monaten dort erkennt, dass ein Überleben nicht möglich ist. Ohne seine Familie, die er nie wieder sehen sollte, gelingt ihm mit verändertem Aussehen („... weil ich schon wie ein Goj ausgesehen habe.“) die Flucht aus dem Ghetto. Bis zum Einmarsch der Roten Armee in Polen schafft er es, immer wieder den deutschen und polnischen Häschern zu entkommen, oft dem Verhungern und Erfrieren nahe.

Anfang 1945 kehrt er in das vollkommen zerstörte Warschau zurück, wo er einer Mitarbeiterin der ZJHK über seine jahrelange Flucht durch Polen erzählt: über Helfer, Denunzianten, Schläger, Mörder und Leidensgenossen.

Alle Berichte beschreiben „auf überzeugende Weise die Stimmung der Menschen, die auf der Kippe zwischen Leben und Tod standen“ (Jozef Kermisz, S. 461). Für ein besseres Verständnis sind sie mit Vorbemerkungen, die „notwendige[-] textkritische[-] und überlieferungsgeschichtliche[-] Details zu den Texten“ liefern, von den Herausgebern, die die Erzählungen der Überlebenden aufgenommen haben, versehen worden. Zudem gibt es Anmerkungen der früheren Herausgeber und Mitarbeiter des ZJHK. In den meisten Berichten kommt immer wieder zum Ausdruck, dass sich keiner hat vorstellen können, „dass das Endziel all ihrer Peiniger die Vernichtung ist“ (Klara Mirska, S. 492).

Es hätte mit Sicherheit den Umfang des ohnehin schon sehr umfangreichen Buches gesprengt, wenn statt Verweisen auf weiterführende und ergänzende Literatur eine kurze und knappe Erklärung zu den Orten erfolgt wäre, aber es hätte die Lektüre etwas erleichtert. Die Sprache und detaillierte Beschreibung der Berichtenden sind ein herausragendes Merkmal der Texte und vermitteln einen Eindruck vom Leben als Jude im besetzten Polen. Man spürt bei jedem Wort, dass die Erinnerungen an das erlebte Grauen noch frisch sind. Manchmal wurden auch Aufzeichnungen verwendet, die unter Lebensgefahr geschrieben und über den Krieg gerettet wurden, wie im Falle von Abraham Krzepicki. Das Spektrum der Erzählenden ist ebenfalls bemerkenswert: Vom Gelehrten bis zum „einfachen Menschen“ kommen hier die Überlebenden zu Wort.

Es ist diesem Buch sehr zu wünschen, dass es einem breiteren Publikum bekannt wird und dass hoffentlich auch noch weitere der insgesamt 39 Bücher und Broschüren, die bis 1947 in polnischer und jiddischer Sprache gesammelt worden sind, den deutschen Leserinnen und Lesern zugänglich gemacht werden.

**Frank Beer, Wolfgang Benz und Barbara Distel (Hg.): Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944–1947. Berichte der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission. Berlin: Metropol Verlag, 2014**

Monika Hölscher

## Die Machtübernahme in Thüringen

Die NS-Diktatur ist vermutlich der am umfassendsten erforschte Zeitabschnitt der deutschen Geschichte. Gleichwohl gibt es immer noch offene Fragen, Themen, zu denen sich nicht einfach ein Buch in die Hand nehmen und nachschlagen lässt. Ein lange Zeit eher stiefmütterlich behandeltes Forschungsfeld war die Durchsetzung des Nationalsozialismus in der Region, gleichgültig, ob auf der Ebene von Ländern und Provinzen, ob in Großstädten oder auf dem Land. Hier hat die Geschichtswissenschaft in den letzten beiden Jahrzehnten aufgeholt und eine Fülle lesenswerter fach- wie populärwissenschaftlicher Publikationen vorgelegt.

Gleichwohl gibt es immer noch Lücken, so auch für Thüringen, eines der ersten deutschen Länder mit nationalsozialistischer Regierung. Trotz vieler Einzelveröffentlichungen, insbesondere von Jürgen John sowie weiterer Arbeiten aus dem Umfeld der Universität Jena, fehlt eine sowohl wissenschaftlich fundierte als auch allgemeinverständliche Darstellung der nationalsozialistischen Machtübernahme. Die Landeszentrale für politische Bildung Thüringen

erkannte den Mangel und nahm die Schrift von Frank Boblenz und Bernhard Post, beides Archivare am Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar, in ihre Publikationsreihe auf.

Die knapp über 100 Seiten zählende Publikation ist zweigeteilt. Zunächst informiert Post über „Die Machtübernahme im Land Thüringen 1932“. Da der Freistaat Thüringen das erste deutsche Land mit nationalsozialistischem Fachminister (1930/31) und das dritte Land (nach Anhalt und Oldenburg) mit nationalsozialistischem Ministerpräsidenten (seit August 1932) war, ist es gerechtfertigt, die Vorgeschichte der NSDAP in Thüringen näher zu beleuchten. Doch Posts Darstellung bleibt farblos und geht kaum über eine Aneinanderreihung von Namen und Daten hinaus. In den Abschnitten „Der Niedergang der Demokratie“ und „Thüringen unter nationalsozialistischer Regierung“ schildert er dann die spezifisch thüringische Situation, die Gauleiter Fritz Sauckel in das Amt des Ministerpräsidenten führte. Thüringen war zweifelsfrei eine Hochburg der NSDAP, deren Stimmenanteil dort meist recht beträchtlich über dem Reichsdurchschnitt lag. Post versucht auch den Grund zu benennen, indem er auf die Weltwirtschaftskrise und die „krisenanfällige Struktur der thüringischen Wirtschaft“ verweist (S. 19), und er hebt hervor, dass die NS-geführte Landesregierung „keine greifbaren Fortschritte bei der Bewältigung der wirtschaftlichen Krise“ vorzuweisen hatte (S. 30). Wenn er dann im April 1933 „großzügige Spenden“ der „thüringischen Wirtschaft“ an die NSDAP konstatiert (S. 36), stellt sich dem Leser allerdings die Frage, welche Wirtschaftszweige kränkelten und welche prosperierten. Ebenso unklar ist, warum Post auf Zahlen aus Preußen zurückgreift, um das Ausmaß der nationalsozialistischen Verfolgung politischer Gegner unmittelbar nach der Machtergreifung zu dokumentieren, wo Thüringen sein Thema ist (S. 36). Er sitzt doch im härtesten Sinne des Wortes an den Quellen.

Den zweiten Teil der Broschüre bestreitet Frank Boblenz unter der Überschrift „Zur Gaueinteilung Thüringens in der NS-Zeit“. Dieser erklärende Abschnitt ist in Anbetracht der je nach Kontext und Zeitraum wechselnden geografischen Umgrenzung Thüringens eigentlich unverzichtbar. Doch Boblenz versteht es nicht, die ohnehin komplizierte Materie landschaftlicher, staatsrechtlicher und wirtschaftlicher Zuordnung thüringischer Territorien in einfachen Worten und auf das Wesentliche beschränkt zu erklären. Er verschachtelt Sätze, so dass aus Fehlern in der Syntax historische Falschinformationen werden („Beide behielten, ... bis zur letzten Wahl im Kaiserreich und vor der Novemberrevolution, die 1912 stattfand, ihre Gültigkeit.“ S. 63) und informierte über wirklich jede Kleinigkeit, zum Beispiel über die parteimäßige Zuordnung der „preußischen Enklave Kischlitz“ (damals ein Dorf mit etwa 60 Einwohnern). Spätestens an dieser Stelle legt man das Heft entnervt zur Seite und fragt sich nach dem Sinn des Gelesenen.

Die Landeszentrale für politische Bildung benennt auf ihrer Internetpräsentation als ein Ziel ihrer Arbeit, „Information und Orientierung für die Meinungsbildung in einer komplizierten Welt“ geben zu wollen. Boblenz' und Posts „Machtübernahme“ trägt leider nicht dazu bei.

**Frank Boblenz, Bernhard Post: Die Machtübernahme in Thüringen 1932/33. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen 2013**

Dietmar Schulze

## Frankfurter Gestapo-Beamter als Informant

Noch immer wird der Umsturzversuch des „20. Juli“ überwiegend auf einen rein militärischen Widerstand verengt. Axel Ulrich hat mit seinen Forschungen dazu beigetragen, die reichsweiten zivilen, vor allem gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen, Struk-

turen offen zu legen. Diese hätten, nicht zuletzt durch das Wirken Wilhelm Leuschners, eine wichtige Rolle spielen können, wenn das Attentat Stauffenbergs erfolgreich gewesen wäre. Ulrich hatte von den Nachfahren der Frankfurter Widerstandsgruppe die Kopie einer Schrift des Kriminalrates Christian Fries, der Schlüsselfigur dieser Widerstandszelle, erhalten. Er hätte Anweisungen bekommen, wenn das Attentat auf Hitler geglückt wäre. Der für Fries wichtige Verbindungsmann zur Gestapo war Gotthold Fengler. Dessen Geschichte und Schicksal im Dritten Reich bearbeitet Petra Bonavita mit ihrer Untersuchung, sozusagen als Anschluss an die Bemühungen Ulrichs, auf lokaler Ebene.

Gotthold Fengler (1898–1947) war ein Frankfurter Kriminalbeamter, der sich seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wenig konform verhalten hatte. Er versorgte Fries nicht nur mit wichtigen Informationen zu geplanten Razzien und Verhaftungen, sondern fälschte auch Verhörprotokolle, um Aussagen im Sinne der Beschuldigten abzuschwächen. Bonavita zeigt, wie Fengler seine Handlungsspielräume in der Frankfurter Gestapo-Zentrale nutzte und damit Menschenleben rettete. Es finden sich Unterlagen zu vier Personen, denen Fengler half, indem er Beschuldigungen entschärfte. Dadurch blieb diesen Menschen eine schwere Verfolgung erspart.

So riet er einer Frau, sich seltsam zu verhalten, um sie dadurch an einen Psychater überweisen zu können, mit dem er zusammen arbeitete. Auch Friedrich Scheuer, der dank einer Warnung Fengers der Deportation in ein Konzentrationslager entging und stattdessen nach der Pogromnacht von 1938 mit seiner Ehefrau in die USA ausreisen konnte, ist ein Beispiel für Fengers Hilfe. Ausführlich beschreibt die Autorin den Fall des in Frankfurt hochangesehenen jüdischen Hautarztes Dr. Karl Herxheimer. Dieser sollte zusammen mit seiner Frau in die Schweiz fliehen. Fengler hatte die gefälschten Pässe besorgt, dennoch misslang die Flucht. Gleichzeitig jedoch bewarb sich Gotthold Fengler für den Eintritt in die Waffen-SS, was ihn nach dem Krieg stark belasten sollte. Über die Beweggründe kann mangels Dokumenten nur spekuliert werden. Die Autorin vermutet, dass er hoffte seine widerständigen Handlungen dadurch besser tarnen zu können und zugleich effektiver an Informationen zu gelangen.

Ende 1943 wurde Gotthold Fengler in die Gestapo-Außendienststelle Wetzlar versetzt. Für widerständiges Verhalten existieren dort wenig konkrete Belege, jedoch unterschied sich sein Verhalten deutlich gegenüber dem scharfen Auftreten eines Kollegen. Trotz alledem wurde er nach dem Krieg als Belasteter der Kategorie 1 (Hauptschuldige) eingestuft. Es besteht laut Bonavita der berechtigte Verdacht, dass zwölf eidesstattliche Erklärungen, die den Beschuldigten entlastet hätten, unterschlagen wurden. Ein Gestapo-Beamter, der dem zivilen Widerstand zuarbeitete, habe nicht ins Deutungsschema der Alliierten gepasst. Die eidesstattlichen Erklärungen, die Fengers Familie zur Entlastung gesammelt hatte, sind als zentrale Beweistücke bis heute in keinem Archiv gefunden worden. Der Beschuldigte schlug im März 1945, als amerikanischen Truppen sich Wetzlar näherten, ein Angebot des Fürsten zu Solms, sich in dessen Jagdhaus zu verstecken, mit folgenden Worten aus: „Ich brauche das nicht. Ich habe ein gutes Gewissen. Wenn über mich verhandelt wird, wird sich das alles raustellen, dass ich dagegen war.“ Das war eine fatale Fehleinschätzung, denn es folgte eine Internierung im Kriegsgefängnislager. Gotthold Fengler erkrankte dort schwer und starb schließlich am 27. März 1947 im Lazarett Schloss Velen. Erst nach seinem Tod wurde er entlastet und rehabilitiert.

Das wichtige Buch von Petra Bonavita bietet am Beispiel Frankfurts einen handfesten Einblick, wie das reichsweite zivile Widerstandsnetz Wilhelm Leuschners auch auf lokaler Ebene funktionierte. Doch es ist auch die Geschichte eines Kriminalbeamten, der seine engen Spielräume im Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu nutzen versuchte, in einer, wie es die Autorin

## Neuzugänge

Peter Gautschi; Barbara Sommer Häller (Hg.): Der Beitrag von Schulen und Hochschulen zu Erinnerungskulturen. Tagungsband. Schwalbach: Wochenschau, 2014

Joachim Rotberg; Barbara Wieland: Zwangsarbeit für die Kirche – Kirche unter Zwangsarbeit. Das Bistum Limburg und der „Ausländereinsatz“ 1939–1945. Mainz: Gesellschaft für Mittelrheinische Kirchengeschichte, 2014

Kurt Nelhiebel: Im Wirrwarr der Meinungen – Zwei deutsche Antifaschisten und ihre Stimmen. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2013

Frank Nonnenmacher: Du hattest es besser als ich. Zwei Brüder im 20. Jahrhundert. Bad Homburg: VAS, 2014

Christian Kuchler (Hg.): NS-Propaganda im 21. Jahrhundert. Zwischen Verbot und öffentlicher Auseinandersetzung. Tagungsband. Köln: Böhlau, 2014

Florence Hervé (Hg.): Oradour – Geschichte eines Massakers – Histoire d'un massacre. Köln: PapyRossa, 2014

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz: Verfolgung und Widerstand. Der 80. Jahrestag der Zerschlagung der Gewerkschaften. Mainz, 2014

Annegret Schüle: J. A. Topf & Söhne. Ein Erfurter Familienunternehmen und der Holocaust. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2014

Johann Klarmann: Die erneute Demütigung – Hamburgs Umgang mit dem ehemaligen Konzentrationslager Neuengamme 1945 bis 1985. Berlin: LIT, 2013

Ingrid Bauz; Sigrid Brüggemann; Roland Maier (Hg.): Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart: Schmetterling, 2013

Gudrun Brockhaus (Hg.): Attraktion der NS-Bewegung. Essen: Klartext, 2014

Bündnis gegen Nazis (Hg.): Wetzlar 1933–1945. Weg der Erinnerung. Antifaschistischer Stadtführer für Wetzlar. Wetzlar, 2012

Wolfgang Benz: Der deutsche Widerstand gegen Hitler. München: Beck, 2014

Edith Erbrich (Hg.): Ich hab' das Lachen nicht verlernt. Die Lebensgeschichte von Edith Erbrich aufgezeichnet von Peter Holle. Neu-Isenburg: edition momos, 2014

Johannes Grötecke; Geschichts-Leistungskurs der Alten Landesschule Korbach: Korbach – eine Reise durch Kriegs- und Nachkriegszeit. 2014



## Buchbesprechungen

beschreibt, täglich neu zu treffenden Gratwanderung zwischen Anpassung und Abwehr.

**Petra Bonavita: Nie aufgefliegen. Gotthold Fengler. Ein Gestapo-Beamter als Informant einer Widerstandszelle im Frankfurter Polizeipräsidium. Berlin: epubli GmbH, 2013**

Andreas Dickerboom

### „Ich hab' das Lachen nicht verlernt“

Lange blieb die Erinnerung an ihre Kindheit in Frankfurt und ihre Deportation nach Theresienstadt im privaten und familiären Raum. Erst die Studienkreis-Ausstellung „Kinder im KZ Theresienstadt“ veranlasste Edith Erbrich zum öffentlichen Sprechen über ihre Erlebnisse. 2003 erschien schließlich im Begleitkatalog zur Ausstellung erstmals ein autobiographischer Bericht von ihr. Seitdem ist Edith Erbrich zu einer viel gefragten Zeitzeugin geworden, die nicht nur die Ausstellung „Kinder im KZ Theresienstadt“ begleitet, sondern auch sonst vielfach an Schulen eingeladen wird. 2007 wurde ihr für dieses Engagement das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Ihre Autobiografie „Ich hab' das Lachen nicht verlernt“, aufgezeichnet von Peter Holle, berichtet nun ausführlicher über ihre Geschichte bis in die Gegenwart. Edith Erbrich, geborene Bär, gehörte mit ihrer Schwester Hella und ihrem Vater Norbert zu den letzten Frankfurter Juden, die noch im Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert wurden. Ihr Status als sogenanntes „Mischlingskind“ schützte sie vor einer früheren Deportation. Sie berichtet in ihren Erzählungen aber nicht nur von ihren Erlebnissen in Theresienstadt, von ihren Trennungssängsten und ihren Schwierigkeiten, in Theresienstadt heimlich zu lernen. Sie schildert auch ihre Zeit in Frankfurt vor der Deportation. Anders als die Mitglieder der „Volksgemeinschaft“ durften sie und ihre Familie während der Bombardierungen Frankfurts nicht in den Luftschutzbunkern Schutz suchen. Viele kleine Alltagsepisoden führen das Leben als „Ausgegrenzte“ plastisch vor Augen.

Edith Erbrich erzählt aber auch über die Zeit nach der Befreiung und von ihrem Weg zurück in die deutsche Nachkriegsgesellschaft, angefangen vom schwierigen Wiedereinstieg in die Schule, bis hin zur ihrer Ausbildung, dem Berufsleben und der Zeit mit ihrem früh verstorbenen Ehemann. Auch ihr langes Schweigen über die Vergangenheit und die Unfähigkeit, zu politischen Ereignissen seit den 60er Jahren öffentlich Stellung zu beziehen, lässt sie nicht aus.

Edith Erbrichs Biografie ist äußerst lebendig geschrieben. Wer sie einmal kennengelernt hat, wird beim Lesen gleich ihre Stimme hören. Irritierend ist nur ein plötzliche Wechsel der Erzählperspektive aus der Ich-Erzählung hinaus. Ansonsten sind ihre Erinnerungen ein kurzweiliges, mit vielen Fotos und Abbildungen abgerundetes, lesenswertes Buch. Es schildert nicht zuletzt eindrücklich die Perspektive eines Kindes auf die Verfolgung bis in die letzten Stunden des NS-Regimes.

**Edith Erbrich: „Ich hab' das Lachen nicht verlernt“. Edith Erbrich. Eine Lebensgeschichte – aufgezeichnet von Peter Holle. Neu Isenburg: edition momos, 2014.**

Thomas Altmeyer

## Dokumentation: Heinz Gärtners Widerstand

Bereits mit 15 Jahren hat sich der 1916 in Hamburg geborene Heinz Gärtner in seiner Schulabschlussarbeit mit „Faschismus und Sozialismus“ auseinandergesetzt. Er entlarvt drei zentrale Behauptungen der NSDAP: Diese sei weder national noch sozialistisch und auch keine Arbeiterpartei. Bis zu seinem Tod 2010 ist er politisch und als Zeitzeuge aktiv gewesen.

Sein Sohn Jens Gärtner hat in einer einfühlsamen Beschreibung – als „dokumentarischer Roman“ gekennzeichnet – das Leben seines Vaters dargestellt. Der Titel „Die Kunst des Selbstrasierens“ ist einer Tarnschrift entlehnt, mit der das Prager Manifest – „das im Ausland verfasste Grundsatzprogramm der SPD“ – ab 1934 illegal in Deutschland vertrieben wurde. Zu den Kurieren, die das Material ins Reich brachten, gehörte Heinz Gärtner.

Das Buch geht der Frage nach, „wie man Widerstandskämpfer wird, welche Umstände und persönliche Beweggründe möglicherweise eine Rolle spielen“ (S.4). Grundlage der Veröffentlichung sind Tagebuchaufzeichnungen, Interviews mit dem Hamburger Sozialdemokraten sowie Video-Dokumentationen. Der Nachlass befindet sich im Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.

Heinz Gärtner wird als jugendlicher Mitglied der Sozialistischen Arbeiter-Jugend und ist seit dem Beginn seiner Lehre als Buchdrucker in der Gewerkschaft. 1933 setzt er den bereits in den Weimarer Jahren geführten Kampf gegen den Nationalsozialismus im Untergrund weiter fort. Der Sohn informiert uns über Auseinandersetzungen zwischen der SAJ und der Jugendorganisation des Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, „Jungbanner“, und beschreibt die Formierung des Widerstandes von SAJ-Gruppen. Diese beteiligen sich am Vertrieb illegaler Zeitungen und Druckschriften, wie der genannten Schrift „Die Kunst des Selbstrasierens“. Als Heinz Gärtner 1934 mit seinem Fahrrad zum Sozialistischen Jugendtag nach Lüttich fährt, bringt er auf dem Rückweg im Fahrradschlauch die versteckten Schriften „Sozialistische Aktion“ mit. Er ist auch in die Tschechoslowakei und nach Dänemark gefahren, um Informationen weiterzugeben, zu erhalten sowie antinationalsozialistisches Propagandamaterial mitzubringen.

Am 27. April 1936 wird Gärtner von der Gestapo festgenommen und in der Haft misshandelt. Seine Überlegungen, sich ins schützende Ausland zu flüchten, hat er beiseite geschoben. Er kommt ins KZ Fuhlsbüttel. Als ob er auf seine Verhaftung vorbereitet war, hat er vier Wochen vorher bei einem Fotografen ein Foto von sich machen lassen. Mit Anzug und Schlips war er vorher beim Friseur gewesen. Seine herzkrank Mutter stirbt wegen des Kammers um ihren verhafteten Sohn. Zur Beerdigung darf er nicht gehen, darf aber – in Handschellen – wenigstens zur Trauerfeier auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Vom Hanseatischen Oberlandesgericht wird er zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt, die er bis zu seiner Entlassung am 28. Oktober 1937 im Jugendgefängnis Hahnöfersand verbringt. Anschließend arbeitet er wieder in seinem Beruf als Drucker. Obwohl als „wehrunwürdig“ eingestuft, wird er 1943 zur Wehrmacht eingezogen. 1946 erfolgt seine Entlassung aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Seine Ehefrau Margot und er bekommen zwei Söhne. Heinz Gärtner beteiligt sich am Aufbau der sozialistischen Kinder- und Jugendorganisation „Falken“, wird hauptamtlicher SPD-Funktionär und ist bis zu seinem Lebensende am 3. September 2010 in Hamburg parteipolitisch und als Zeitzeuge aktiv.

Der dokumentarische Roman beschränkt sich nicht auf die politische Seite des Lebens von Heinz Gärtner, sondern beschreibt den aus Herkunftsfamilie und politischen Freundschaften bestehenden Hintergrund ebenso wie das oft zu kurz gekommene Familienleben des bis zu seinem Tod aktiven Sozialdemokraten. Dessen Vorbilder in der Jugendzeit waren der ehemalige sozialdemokratische Reichskanzler Hermann Müller, der Reichspräsident Friedrich Ebert und der SPD-Vorsitzende Otto Wels. In den SAJ-Gruppen ist heiß über die SPD-Politik gestritten worden und es wurde diskutiert, wie Widerstand gegen das NS-Regime geleistet werden sollte. Jens Gärtner ist es gelungen, diese Diskussionen nachzuvollziehen und in verständliche Worte zu fassen.

Im Anhang der ausgezeichneten und einfühlsamen Arbeit wird der Text der titelgebenden Tarnschrift wiedergegeben, welcher mit den Worten beginnt: „Jeden Morgen rasieren sie sich.“ Bald darauf geht es weiter mit „Kampf und Ziel des revolutionären Sozialismus“ und dem Text des Prager Manifests. Außerdem enthält der Anhang ein kommentiertes Personen- und (kurzes) Literaturverzeichnis, eine Zeittafel ausgewählter Ereignisse von 1914 bis 1945 sowie ein Dutzend Abbildungen.

**Jens Gärtner: Die Kunst des Selbstrasierens. Hamburger Sozialdemokraten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Ein dokumentarischer Roman. Hamburg: Feldhaus Verlag, 2014**

Kurt Schilde

## Das Sterben der Augenzeugengeneration

Brockhaus, etymologisches Wörterbuch und Fremdwörterduden: Für die Arbeit mit Kirstin Friedens „Neuerhandlungen des Holocaust. Mediale Transformationen des Gedächtnisparadigmas“ sind dies unerlässliche Hilfsmittel, ohne die der Zugang zu ihrer literatur- und gesellschaftswissenschaftlichen Dissertation Nichtfachleuten nur bedingt gelingen kann.

Das im transcript Verlag erschienene Buch erörtert auf 337 Seiten ausführlich die Frage, wie sich Erinnerungskultur sozial- und gedächtnis-historisch verändert hat, insbesondere unter dem Gesichtspunkt, dass es in wenigen Jahren keine Augenzeugengeneration mehr geben wird.

Die Autorin empfindet die Debatte um „Political und Memorial Correctness“ als immer noch zu sehr von dem Deutungsanspruch der 68er Generation bestimmt. Die junge Generation müsse neue Wege zur Geschichte und zum Gedenken für sich finden und aushandeln. Schlagwörter wie Erblast, Schicksals- oder Haftungsgemeinschaft passten heute nicht mehr zur Lebenswirklichkeit junger Menschen. Für Deutschland als Einwanderungsland lasse sich ein „national monolithisches Gedächtnisparadigma“ nicht weiter praktizieren.

Kirstin Frieden zeigt an Beispielen aus den drei großen kulturellen Themenfeldern Literatur, Performance und Neue Medien auf, wie sich das Paradigma der Gedenk- und Erinnerungskultur im Einzelnen gewandelt hat beziehungsweise wie es sich heute gestaltet. Sie schildert sehr detailliert die Entwicklung der entsprechenden Literatur: Von der Väterliteratur bis zum Pop-Roman werden die Themen „Auswirkung der Vergangenheit in die Gegenwart“, „Konstruktion von historischer Realität“ und „verpflichtende Moral“ analysiert.

Durch die Einordnung kultureller Produktionen in verschiedene soziologische Generationen

– die Erlebnis- oder Deleto-Generation etwa –, gelingt es ihr, den Performances eine logische Erklärstruktur hinzuzufügen, die dem Leser die Haltung betreffender Generationen verdeutlicht. Störend ist beim Lesen jedoch die inflationäre Benutzung des Wortes „Performance“. Dieses Kapitel bietet durchaus Anlass zur Selbstreflexion, etwa wenn Kirstin Frieden sich in der Unterkategorie „Performance Radikal“ mit dem Comedian Oliver Polak auseinandersetzt. An dieser Stelle des Buches wird die Lektüre zum Selbstexperiment. Oliver Polak, selbst Jude, provoziert sein Publikum mit Witzen zum Lachen, die gegen die „Political Correctness“ verstoßen. Noch während einem das Lachen im Halse emporsteigt, stellt die Autorin die Frage – und man tut das unweigerlich auch selbst – „Darf er das?“ und „Darf ich darüber lachen?“. Diese Frage nach „Political und Memorial Correctness“, die schon im ersten Teil gestellt wurde und sich im dritten Teil des Buches, den Neuen Medien, fortsetzt, ist der rote Faden bei den „Neuverhandlungen des Holocaust“.

Kirstin Frieden plädiert stringent für einen vorgehaltenen und enttabuisierten Gebrauch der Sprache, da nur so ein tatsächliches Gedenken für alle Generationen, insbesondere die jungen, ermöglicht werde. Jede Generation müsse ihren eigenen Zugang und ihre eigene Haltung zum Thema Holocaust-Gedenken und Erinnerungsdiskurs finden. Älteren mag das Facebookprofil eines Holocaust-Opfers unangemessen scheinen, für jüngere Menschen kann es hingegen neue Wege öffnen sich mit Erinnerungskultur zu befassen.

Wer interessiert ist an einem umfassenden und ausführlichen Blick in die literarische, mediale und performative Verarbeitung des Holocausts und dessen Erinnerungskultur im Wandel der Generationen, dem ist Kirstin Friedens „Neuverhandlungen des Holocaust. Mediale Transformationen des Gedächtnisparadigmas“ als vertiefende Lektüre trotz einer gewissen sprachlichen Sperrigkeit durchaus zu empfehlen.

**Frieden, Kirstin: Neuverhandlungen des Holocaust. Mediale Transformationen des Gedächtnisparadigmas. Bielefeld: transcript Verlag, 2014**

Paul Metzler

## Den Holocaust begreifen lernen

Im Herbst 2012 wurde im schweizerischen Luzern an der dortigen Pädagogischen Hochschule das „Zentrum für Geschichtsdidaktik und Erinnerungskulturen“ eröffnet. Der vorliegende Band aus der Reihe „Forum Historischen Lernens“ fasst die Resultate der wissenschaftlichen Gründungstagung zusammen. Damit ist ein guter Überblick gelungen, eine Praxisorientierung – wie der Titel suggeriert – wird eher nicht eingelöst.

Ein anderes Problem ist typisch für Sammelbände, die aus Tagungen hervorgehen und sich einem neuen theoretischen und/oder praxisorientierten Problem annähern: die Verwendung und Anwendung sauberer Begrifflichkeiten. In diesem Fall geht es um das Verhältnis von Geschichte und Erinnerung und die Unterscheidung von Geschichts- und Erinnerungskultur.

Im Einleitungsbeitrag von Peter Gautschi, Barbara Sommer Häller und Markus Furrer wird zunächst zwischen gescheneher, referierter und dargestellter Geschichte unterschieden.

Handelt es sich bei ersterer um alle Ereignisse in der Vergangenheit, die passiert sind, auch wenn wir davon keine Kenntnisse haben, meint die zweite das, was mit Quellen bezeichnet wird – weshalb besser von überlieferter Geschichte gesprochen werden sollte, weil dieser Begriff exakter die Vielfalt nicht nur schriftlicher Spuren aus der Vergangenheit bezeichnet. Die dritte bezieht sich auf die Geschichtsschreibung, genauer die wissenschaftliche Art der Geschichtserzählung.

In Abgrenzung von Geschichte – genauer von Geschichtsschreibung im engeren Sinn – meint Erinnerung nach Auffassung der Autoren einen nicht methodisch kontrollierten, sondern oft nicht nachvollziehbaren Bezug auf die Vergangenheit, der durch Zufälle, Emotionen und Spontaneität geleitet ist.

Erinnerungen könnten in individuellem, sozialem (Generationen) und kulturellem (kollektivem) Gedächtnis unterschieden werden. Letzteres wird durch Symbole wie z.B. Denkmäler, Gedenk- und Festtage repräsentiert und ist insofern ein Epochen übergreifendes Konstrukt – was offenbar im Zentrum des Tagungsbandes steht.

Was macht den Unterschied zwischen Erinnerungs- und Geschichtskultur aus? Die Herausgeber übernehmen die Definition von Christoph Cornelißen, der „Erinnerungskultur als einen formalen Oberbegriff für alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse, seien sie ästhetischer, politischer oder kognitiver Natur“ begreift (S. 15). Bodo von Borries versteht einige Seiten später unter Geschichtskultur „die Präsentation, Rezeption und Kommunikation von Historie in einer Gesellschaft und ihre[n] Gruppen.“ (S. 43) Ist folglich ein Spielfilm wie z.B. „Schindlers Liste“ Teil der Geschichts- oder der Erinnerungskultur? Mag sein, dass die Verwendung des Plurals „Erinnerungskulturen“ zur Klärung beitragen kann. Damit ist gemeint, dass im post-nationalgeschichtlichen Zeitalter – so Beatrice Ziegler in ihrem lesenswerten Beitrag – die nationalen Meistererzählungen ihren Stellenwert verloren haben. An ihrer Stelle haben plurale bzw. individuelle Erinnerungen größeren Stellenwert erhalten – als quasi Abbild gesellschaftlicher Pluralisierungs- bzw. Individualisierungstendenzen. Demzufolge meint die plurale Verwendung des Begriffs das Nebeneinander bzw. die Konkurrenz von individuellem und kollektivem Umgang mit Geschichte im Modus des Erinnerens. Dass es sich hierbei um eine herrschaftsfreie Konkurrenz zwischen unterschiedlichen Sinndeutungen handele, bezeichnet sie zu Recht als Ideologie.

Welche Schlüsse können aus diesen theoretischen Überlegungen für den praxisorientierten Umgang der Geschichtsdidaktik mit Erinnerungskulturen gezogen werden? Julia Thyroff und Peter Gautschi berichten über ein Angebot für Studierende an den Pädagogischen Hochschulen in der Schweiz an einer Studienreise nach Yad Vashem teilzunehmen. Dort nehmen sie an Workshops zur Vermittlung des Themas Holocaust in Israel teil, können darüber hinaus aber selbst Projekte (Unterrichtsmaterialien, Abschlussarbeiten etc.) entwickeln, die dazu beitragen sollen, Erinnerungskulturen zu dieser Thematik in Schweizer Schulen anzustoßen – ein wichtiger Beitrag zur Professionalisierung von Lehrkräften auf diesem Feld.

Was die Ebene der Schule anbelangt, wird zunächst von Stefan Mächler ein Act-Back-Improvisationstheater vorgestellt, das Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit eröffnet, Handlungsoptionen von Beteiligten an der Ausgrenzung von Jüdinnen und Juden auszuloten. Am Beispiel des Aprilboikotts von 1933: Die SchauspielerInnen stellen auf der Bühne unterschiedliche Perspektiven auf das Ereignis dar, die durch

## Buchbesprechungen

Intervention des schulischen Publikums modifiziert werden können.

Ein zweites Beispiel zeigt, dass Erinnerung nicht nur auf die NS-Zeit beschränkt bleibt: In dem Spielfilm „Der Verdingbub“ geht es um das in der Schweiz lange Zeit „vergessene“ Schicksal von Kindern, die bei Pflegeeltern auf dem Land (im Regelfall armen kleinbäuerlichen Familien) untergebracht und für das Einkommen der Familien verdingt wurden, d.h. primär für die Sicherung einer ohnehin prekären Existenz gebzw. missbraucht wurden. (Karin Fuchs, Sabine Ziegler, Peter Reichenbach).

Es ist einigermaßen bedauerlich, dass für den schulischen Bereich Beiträge ausgeblendet bleiben, die zeigen können, dass Erinnerungskulturen an Lernende nicht nur herangetragen werden, sondern Schülerinnen und Schüler selbst solche initiieren können. Projekte lokaler Spurensuche und schulische Geschichtswerkstätten – nicht nur, aber häufig aus Schülerwettbewerben zur Deutschen Geschichte entstanden – haben immer wieder Produkte hervorgebracht (Umbenennungsinitionen für Straßen und Plätze, Interpretation von Denkmälern, kritische Würdigung lokaler „Helden“), die als eigenständiger Beitrag zu Erinnerungskulturen verstanden werden können, zuweilen ohne größere Resonanz, zuweilen als gelungene Intervention in öffentliche Erinnerung.

**Peter Gautschi, Barbara Sommer Häller (Hrsg.): Der Beitrag von Schulen und Hochschulen zu Erinnerungskulturen, Schwalbach/Ts. 2014, Wochenschau Verlag**

Peter Adamski

## Württemberg: Einblicke in die Gestapo

In den vergangenen Jahren ist die Zahl von Veröffentlichungen zur Geschichte der Gestapo sprunghaft angestiegen. Dies war umso nötiger, als die historische Forschung jahrzehntelang einen weiten Bogen um diese Thematik machte.

Der vorliegende Band bereichert unsere Kenntnisse über diese wichtige Behörde des NS-Repressionsapparates beträchtlich. Am Beispiel Württembergs und Hohenzollerns analysiert er die Entstehungsgeschichte der „Geheimen Staatspolizei“, schildert ihren Aufstieg zu einem mit fast schrankenlosen Befugnissen ausgestatteten Inlandsgeheimdienst, stellt uns die Biographien der handelnden Personen vor – nicht allein des Führungspersonals – und beschreibt mit großer Ausführlichkeit die Verfolgung ehemaliger Mitglieder und Funktionäre der Arbeiterbewegung, aber auch von Geistlichen, die vom Regime als „unzuverlässig“ oder „oppositionell“ eingeschätzt wurden. Neben der Verfolgung und Deportation der württembergischen Juden werden ebenso die Akte der Repression gegenüber Homosexuellen, den Zeugen Jehovas, den Sinti und Roma, den angeblich „Arbeitsscheuen“ sowie anderen Opfergruppen der Nazis in den Blick genommen und dabei der jeweils spezifische Beitrag der Gestapo dargestellt.

Aus der Fülle des dargebotenen Materials seien an dieser Stelle nur einige Themen angesprochen. Zunächst bieten die Biografien von Ange-



## Buchbesprechungen

hörigen der Gestapo viele konkrete Aufschlüsse über personelle Kontinuitäten. Ihr Handwerk der Bespitzelung, Unterdrückung und Verfolgung politisch unliebsamer Bürgerinnen und Bürger hatten nicht wenige Gestapoleute bereits innerhalb der Politischen Polizei der Weimarer Republik, ja gelegentlich sogar im Kaiserreich erlernt und praktiziert. Natürlich wurde die Gestapo in wachsendem Maße mit „gestandenen Nazis“ durchsetzt, deren politische und weltanschauliche Zuverlässigkeit außerhalb jeden Zweifels stand, wobei ihre fachliche Eignung für das Repressionshandwerk, das viele Facetten aufweisen musste, nicht in jedem Falle vorhanden war.

Auch die Kontinuitäten für die Zeit nach 1945 werden beleuchtet. Manch ein Gestapo-Beamter konnte in der Bundesrepublik eine bemerkenswerte Karriere absolvieren. So wurde der ehemalige SS-Hauptscharführer Viktor Hallmayer Mitarbeiter des Landesamtes für Verfassungsschutz in Baden-Württemberg. Zu seinen „Dienstjubiläen“ erhielt er für seine „Leistungen“ Dankschreiben des Ministerpräsidenten Hans Filbinger übersandt. Skandalöserweise wurden bei der Berechnung seiner Beamtenpension die in der Gestapo abgeleiteten Jahre vollständig angerechnet, übrigens eine damals durchaus übliche Verfahrensweise.

Im Kapitel „Personal und Wahrnehmung der Gestapo nach 1945“ geht Sarah Kleinmann ausführlich und systematisch den „Entnazifizierungs-Verfahren“ für württembergische Gestapo-Beamte nach, wobei über die in der Regel milden Urteile nur der Kopf geschüttelt werden kann. Zum großen Teil dienten die „Entnazifizierungs“-Verfahren der systematisch organisierten Exkulpation der „Angeklagten“. So lesen wir, „dass es ein informelles Aussage- und Unterstützungsnetzwerk gab, das für die Spruchkammerverfahren aktiviert wurde“ (S. 438). Insgesamt gelang es den Gestapoangehörigen nach 1945, wieder im Öffentlichen Dienst Fuß zu fassen: „Zu Beginn des Jahres 1959 befanden sich 152 ehemalige Gestapoangehörige im Dienst des Landes Baden-Württemberg“ (S. 422).

Wichtig sind die Passagen des Buches, in denen das gesellschaftliche Umfeld der Gestapo ausgeleuchtet wird. Da dieses Repressionsinstrument des NS-Staates mit vergleichsweise wenigen Mitarbeitern auskommen musste, war es umso wichtiger, „Amtshilfe“ aus anderen Bürokratien sowie Zuträger aus allen Bereichen der Gesellschaft zur Verfügung zu haben. Tatsächlich wäre ohne die „V-Leute“ und besonders ohne die vielen Denunzianten, die Nachbarn und Arbeitskollegen „anschwärzten“, die Tätigkeit der Gestapo nur schwerlich zu realisieren gewesen. Ein bitteres Kapitel stellen in diesem Zusammenhang die vereinzelt tätigen jüdischen V-Leute dar, wie z.B. der Stuttgarter Arzt Dr. Erwin Goldmann, der sein Handeln mit seiner „nationalsozialistischen Gesinnung“ legitimierte (siehe S. 275f.). Auch unter den ehemaligen Funktionären der Arbeiterbewegung fanden sich Verräter, die der Gestapo ihr „Insider-Wissen“ offenbarten und zur Verfolgung ihrer Genossen beitrugen.

Doch ungeachtet des massiven Terrors gegen die Widerständler aus der Arbeiterbewegung, kommen die Autoren zu der Einschätzung, dass „es der Gestapo bis Kriegsende“ nicht gelang, „die organisatorischen Verbindungen gänzlich zu zerstören, noch alle Widerstandsaktivitäten zu unterbinden“ (S. 194).

Gibt es kritische Einwände zur vorliegenden Publikation? Genannt sei eine mitunter zu sehr ins Einzelne gehende Darstellung, die

„Verliebtheit“ ins Detail. Dadurch leidet gelegentlich die Lesbarkeit des Bandes. Auch darf gefragt werden, ob die Darstellung der Kirchen nicht kritischer hätte ausfallen müssen. Stärker hätte gerade hier zwischen den vier Stadien des Widerstandes (und seiner Vorformen) unterschieden werden müssen: „Punktuelle Unzufriedenheit“, „Nichtanpassung und Selbstbehauptung“, „Protest und Verweigerung“, „Systemumsturz“. Bei einem Vergleich zwischen Kirche und entsprechenden Zielsetzungen und Handlungen des Arbeiterwiderstandes liegen die qualitativen Unterschiede klar auf der Hand. Die Autorinnen und Autoren haben neben der Literatur – darunter zahlreiche Publikationen lokal- und regionalgeschichtlicher Provenienz – mit besonderer Intensität die einschlägigen Archivmaterialien ausgewertet. Das Resultat ist ein Band, dessen große Detailgenauigkeit ebenso besticht wie der präzise und zugleich differenzierende Blick auf die kriminelle Organisation Gestapo und ihre Angehörigen. Man wünscht sich weitere Regionalstudien auf diesem Niveau.

**Ingrid Bauz, Sigrid Brüggemann, Roland Maier (Hg.): Die Geheime Staatspolizei in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2013**

Reiner Zilkenat

## Steinerne Zeugen des Krieges

Hochbunker in Frankfurt am Main: Sie sind steinerne Denkmäler des Krieges, monumentale Architektur, betonierte Zeugnisse für das Scheitern des „Dritten Reiches“. Als Luftschutzbauten Ende der 1930er, Anfang der 1940er Jahre geplant und gebaut, durchliefen sie eine wechselvolle Geschichte. Während des Zweiten Weltkrieges boten die Riesenbauten der Zivilbevölkerung Schutz vor Bomberangriffen. Unter tausenden Tonnen Beton harteten die Menschen aus, bis die britischen und amerikanischen Verbände abgedreht hatten.

Nach dem Krieg dienten die Hochbunker als Lager, Kulturzentren, Proberäume, Archive oder Notunterkünfte. Im Stadtteil Eschersheim etwa wurde auf Anweisung der amerikanischen Behörden ein Krankenhaus im Bunker eröffnet. Im Verlauf des Kalten Krieges wurde es modernisiert und als NATO-Bunker in den Zivilschutz eingereiht. Heute dient dieser Bunker außerdem einem Schützenverein als Vereinsheim. Diese Geschichte zeigt exemplarisch, auf wie vielfältige Weise die massiven Betonbauten in den Jahrzehnten nach dem Krieg genutzt wurden. Obwohl etliche abgerissen und gesprengt wurden, kann man noch heute im inneren Stadtkern und den angrenzenden Ortsteilen viele Bunker mit ihren nackten Betonwänden und schießschartenartigen Fensteröffnungen entdecken.

Andrea Hampel, Leiterin des Denkmalamtes in Frankfurt am Main, hat ihre intensiven Recherchen in dem Band „Hochbunker in Frankfurt“ als Teil der Reihe „Denkmaltopographie Stadt Frankfurt am Main“ publiziert. Sie beleuchtet damit nicht nur eine neue Facette des Denkmalschutzes, sondern stellt dieses durchaus komplexe Thema eindrucksvoll, verständlich, übersichtlich und gut recherchiert für Fachpublikum und interessierte Laien dar. Auf 239 Seiten gibt sie zunächst eine allgemeine Einführung in das Bunkerwesen in Frankfurt. In den folgenden Kapiteln werden die Bunkerstandorte nach Stadtteilen gegliedert. So ist es einfach, sich gezielt differenzierte Informationen zu den jeweiligen Bauwerken zu verschaffen. Die

50 Bunkerportraits folgen einem einheitlichen Schema: Standort, Planung, Gestaltung, Intention, Funktion, Verwendung. Hinzu kommen jeweils Lageplan, historische und aktuelle Fotografien von innen und außen, zum Teil auch ihre historische Verwendung.

Heute stehen noch 37 Hochbunker in Frankfurt. Welchen Eindruck ihre abweisende Monstrosität auch immer haben mag – kalt lassen diese Bauten ihren Betrachter nicht. Als normale Häuser und Hallen getarnt stehen sie im Stadtbild und wollen ihren eigentlichen Zweck nicht offenbaren. Der Band „Hochbunker in Frankfurt“ ist bestens vermittelte Lokalgeschichte, der manches Rätsel um die alten Luftschutzbauten löst.

**Andrea Hampel: Hochbunker in Frankfurt am Main. Herausgegeben vom Denkmalamt der Stadt Frankfurt am Main und dem Frankfurter Denkmalforum in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Frankfurt am Main, Heinrich Editionen, 2012**

Rosa Rahner

## Gerettete und Retter

Warum wir immer und immer wieder Erinnerungen Überlebender lesen sollen, die dem Holocaust entkommen sind? Weil wir, die diesen Abgrund der Entmenschlichung und Vernichtung nie erfahren haben, von ihnen, die durch glücklich-absurde Zufälle und menschliche Hilfe dem Tod entgangen sind, lernen können, wie ihr persönliches, familiäres, einstmals „Normalleben“ vor dessen Zerstörung ausgesehen hat und wie es dazu kommen konnte, dass so etwas wie neues „Normalleben“, verbunden mit Glück und beruflichem Erfolg, wieder entstehen konnte. Dazu gehört nicht zuletzt auch die Antwort auf die naheliegende Frage: welches Ereignis und welcher Mensch war es, das oder der Rettung zum Überleben bedeutete? Simon Malkès' lebendige Schilderungen geben uns in neun kurzen Kapiteln seiner Erinnerungen nicht nur Auskunft zu diesen Fragen, sondern lassen uns vielmehr eine Ahnung davon gewinnen, welche persönliche Lebenswelt – eine von Millionen – von der nazistischen Vernichtungsmaschine ausgelöscht wurde.

Simon Malkès stammt aus dem in seinem Geburtsjahr 1927 noch polnischen Wilna, das – nach einer wechselvollen litauisch-polnischen Geschichte als ein Resultat des Hitler-Stalin Paktes vom August 1939 und nach der Einverleibung Ostpolens und des Baltikums durch die Sowjetunion – 1939 Litauens Hauptstadt wurde. Er lebt heute in Paris und hat auf den Rat seiner Freunde seinen polnischen Vornamen Szloma in Simon-Francois geändert. In Paris hat er in den 1950er Jahren persönlich und beruflich festen Fuß gefasst. Bis Mitte der 1930er Jahre lebte er die Woche über mit seiner Mutter in Wilna, bis die beiden zum Vater aufs Land übersiedelten. Im damals polnischen Städtchen Holszany, dessen Bewohner zu mehr als einem Drittel jüdisch waren, besuchte der junge Szloma eine jüdische Privatschule. So sehr der Heranwachsende das idyllische Landleben genoss, so sehr fühlte er sich auch bei den großelterlichen Familien und den Verwandten im umtriebigen Wilna zu Hause, dessen politische und kulturelle Szenerie er in seinen Erinnerungen beschreibt, auch den anwachsenden, zunehmend öffentlich zu spürenden Antisemitismus, der vor allem von polnischen Nationalisten geschürt wurde, erwähnt er darin. Wilna war damals eine mehrheitlich polnische Stadt, die

über 60.000 zählenden Juden machten ein Drittel der Einwohnerschaft aus. Dennoch: „Alles verlief gut bei uns. Meine Eltern waren zufrieden und ich hatte eine glückliche Kindheit“. Der Vater war ein erfolgreicher, vermöglicher Unternehmer geworden. Die Mutter, ganz „jüdische Mamma“, verwöhnte ihren „Schlejmle“. Aus dem sorglosen Familienleben verschwanden allerdings immer mehr Verwandte ins Ausland, so wanderten die Brüder und sogar die Großeltern mütterlicherseits nach Belgien aus. Die kurzen Abschnitte in Simon Malkès' Erinnerungen, in denen er die spätere Wiederbegegnung mit „seiner“ Stadt in den Jahren 1991 und 1993 beschreibt, zählen zu den eindrucksvollsten dieses Teils der Erinnerungen.

Die Kapitel des Mittelteils, die Gestaltung des Buchumschlags und Abbildungen des früheren Wehrmachtsmajors Plagge im Innenteil machen deutlich, weshalb der Autor schon mit dem Buchtitel diesen „Gerechten“ der deutschen Wehrmacht in großer Dankbarkeit ehrt. Das Ende der Wilnaer Heimat hatte damals mit dem Intermezzo der ersten litauischen Sowjetrepublik 1940/41 begonnen, die den Firmengründer Abram Malkès enteignete. Dem Einmarsch der deutschen Armee im Juni 1941 folgte unmittelbar das grauenvolle, systematische Ermordungswerk der SS-Kommandos und ihrer litauischen Kollaborateure und damit die Auslöschung des jüdischen Litauen. Szloma Malkès und sein Vater Abram, nicht zuletzt auch die Mutter Rasia, verdanken ihr Überleben diesem Major Karl Plagge, der als Ingenieur 1941 bis 1944 einen Kfz-Reparaturbetrieb der Wehrmacht in Wilna befehligte. Hier mussten mehrere hundert jüdische Zwangsarbeiter aus dem Ghetto arbeiten, unter ihnen der junge Szloma und sein Vater Abram. Als im September 1943 das Ghetto aufgelöst wurde und die Gefangenen in Vernichtungslager deportiert wurden, rettete Karl Plagge eine große Zahl jüdischer Familien – insgesamt über tausend Menschen – unter Hinweis auf die kriegswichtige Arbeit seines Kfz-Betriebs. Unter dem Befehl Plaggies im Kfz-Betrieb und auch in dem der SS unterstellten Wohnlager, zu dem Plagge Zutritt hatte und in dem er Werkstätten auch für Frauen hatte errichten lassen, erfuhren die gefangenen Juden trotz mörderischer „Aktionen“ der SS und der litauischen Hilfstruppen elementaren Schutz und menschliche Behandlung. Auf die von Simon Malkès geschilderten, oft erschütternden Einzelheiten des erlebten Alltags zwischen Tod und Rettung, zwischen Mordaktionen, qualvollem Versteck und endgültiger Befreiung Wilnas durch die Rote Armee im Juli 1944 kann an dieser Stelle nur hingewiesen werden – es sind persönliche Berichte aus einer für uns Nachgeborene unfassbaren Realität. Dass er mit seinen Eltern zu dem am Ende Geretteten gehörte, verdankt er – wie er erst viel später erfahren hat, dem Wehrmachtsoffizier Plagge aus Darmstadt, der am Tag vor dem Abzug der Plagge-Einheit aus Wilna und vor der Übernahme des Lagers durch die SS die jüdischen Gefangenen informiert hatte. Deshalb wussten sie, dass die Rote Armee die Stadt in Kürze befreien würde, konnten vorbereitete Verstecke aufsuchen oder zu fliehen versuchen. Ungefähr 250 Männern, Frauen und Kindern gelang auf diese Weise das Überleben. Simon Malkès gehört seit über zehn Jahren zu einer Gruppe der damaligen Überlebenden, die im Jahr 2005 erreichte, dass Karl Plagge posthum (er war schon 1957 gestorben) von Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ geehrt wurde.

Zwischen der Befreiung 1945 und der Niederschrift des Buchmanuskripts nach 2010 in französischer Sprache liegen mehr als fünfzig Lebensjahre. Die Schilderungen und Reflexionen von Simon Malkès führen uns vor Augen, wie aus einem jungen, mit Glück geretteten Juden

ein selbstbewusster, freier Mensch werden konnte, dessen Lebensenergie und Neugier wach geblieben sind und ihm mit Fleiß und Geschick zu persönlichem Erfolg, auch zu Glück verholfen haben. Aber der Gerettete blickt nicht nur nachdenklich „auf die Odyssee seines Lebens“ (Serge Klarsfeld im Vorwort) zurück, er erinnert sich an die Stationen seines wieder gewonnenen Lebens genau: Schule und Abitur in Lodz 1947, Polytechnikstudium zunächst dort, von 1949 bis 1952 Studium der Elektrotechnik in München (die Eltern lebten bis zu ihrer Übersiedlung im DP-Camp Feldafing), danach bis Ende der 1980er Jahre eine bemerkenswerte Karriere als Elektroingenieur, der zwischendurch auch noch an der Universität Strassburg promoviert wurde. Im Ruhestand ist er bis heute in einer Organisation zur beruflichen Förderung von Juden aus bescheidenen Verhältnissen aktiv und als Zeitzeuge unterwegs. Wenn deutsche Schüler ihn fragen, ob er wegen seiner schweren Erlebnisse unter der deutschen Besatzung die Deutschen hasse, pflegt er zu antworten: „Wie kann ich Euch für das hassen, was Euer Großvater oder Nachbar getan hat.“

Die Geschichte des Überlebens von Simon Malkès und seiner Familie erfährt eine besonders wertvolle Ergänzung durch das Nachwort der Herausgeberin und Übersetzerin des französischen Manuskripts Beate Kosmala. Es trägt die Überschrift „Rettung durch Arbeit in Wilna 1941–1944. Erinnerungen an den ‚Gerechten‘ Karl Plagge“ und geht über ein übliches Nachwort weit hinaus. Es handelt sich um eine biografisch ebenso einführende wie eminent sachkundige Einführung in die zeitlich zwar kurze, historisch jedoch endgültige Vernichtung des jüdischen Litauens und der hierzu erschienenen Literatur.

**Simon Malkès: Der Gerechte aus der Wehrmacht. Das Überleben der Familie Malkes in Wilna und die Suche nach Karl Plagge. Berlin: Metropol 2014**

Christoph Jetter

### Akteure der Aufarbeitung

Jüngst hat Thomas Pegelow Kaplan in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (2014, Heft 7/8, S. 600–619) auf ein Desiderat der Erinnerungsforschung hingewiesen: Die Rolle linker AktivistInnen und jüdischer, zumeist ebenfalls linker, RemigrantInnen für die Entwicklung und Ausformung der bundesdeutschen Erinnerungskultur. In eben diese Lücke stoßen Gottfried Oy und Christoph Schneider mit ihrem Buch „Die Schärfe der Konkrektion. Reinhard Strecker, 1968 und der Nationalsozialismus in der bundesdeutschen Historiografie“, das nun bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Der Band enthält ein Gespräch mit dem Aktivistin und Begründer der Aktion „Ungesühnte Nazijustiz“ sowie zwei Essays, die sich mit dem Verhältnis der Neuen Linken zum NS einerseits und mit dem Erinnerungspolitikern master narrative der Bundesrepublik andererseits auseinandersetzen. Was auf den ersten Blick wie eine disparate Zusammenstellung wirken mag, wird tatsächlich durch zwei Aspekte zusammengehalten: Einerseits durch den Fokus auf den Jahrzehntwechsel von den 1950er zu den 1960er Jahren – in diese Zeit fällt sowohl der Beginn der Studentenbewegung als auch die vermeintliche Wende hin zu einer erfolgreichen Auseinandersetzung mit dem NS. Beide Ereignisse sind im kollektiven Gedächtnis eng miteinander verknüpft. Andererseits durch die Intention der Autoren: Sie wollen die darauf bezogenen Narrative dekonstruieren,

ohne sogleich ein Gegennarrativ zu etablieren, vielmehr mit der Absicht, neue Perspektiven auf diesen neuralgischen Zeitpunkt und die sich von dort aus entfaltenden Ereignisse zu eröffnen. Das Mittel dazu borgen sich die Autoren gleichsam bei ihren ProtagonistInnen, deren Wirken sie rekonstruieren: die konkrete Benennung von Akteuren, Absichten und Handlungen.

Einer der ganz Wenigen, die Ende der 1950er Jahre auf eine Aufarbeitung des NS drängten, war der anarchistisch geprägte Student Reinhard Strecker. Im Interview schildert Strecker, wie er mit der mühsamen und kostspieligen Arbeit begann, eine Kartei über ranghohe Täter der NS-Justiz anzulegen; Täter, von denen viele wieder in Amt und Würden waren. Unterstützung fand er einerseits im Ausland, etwa in Polen und Großbritannien, andererseits beim Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS). Dessen Kooperation mit Strecker entwickelte sich zu einem maßgeblichen Grund für den Bruch der SPD mit ihrem Studierendenverband. Trotz der schwierigen Bedingungen, unter denen die Arbeit stattfand, zeigte die Initiative politisches Geschick: Für die erste große Ausstellung über die „Ungesühnte Nazijustiz“ im Jahre 1959 wählte sie als Ausstellungsort Karlsruhe, den Sitz der Generalbundesanwaltschaft. Eröffnet wurde sie unmittelbar vor der baden-württembergischen Parlamentsdebatte über die Nachkriegskarrieren von NS-Tätern, der ersten solchen Debatte überhaupt. Zwar konnten die AusstellungsmacherInnen keine juristischen Konsequenzen für die von ihnen recherchierten Täter erreichen, nicht wenige aber wurden aufgrund eines neuen Paragraphen des Deutschen Richtergesetzes in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Zugleich wird aus den Ausführungen Streckers auch deutlich, dass die damaligen AktivistInnen auch die Folgen ihres Engagements ganz persönlich tragen mussten. Strecker berichtet von der erdrückenden Atmosphäre öffentlicher Anfeindungen, geheimdienstlicher Überwachung und persönlicher Bedrohung: Seine Kinder brachte er deshalb zeitweilig nach Norwegen und Sizilien. Diese Atmosphäre hat sich zwischenzeitlich geändert, eine andere Folge ist geblieben: Noch immer ist Strecker als Folge seiner Aufklärungsarbeit verschuldet.

Der Erkenntnisgewinn durch die lebendige, präzise und atmosphärisch dichte Beschreibung Streckers wird allerdings dadurch geschmälert, dass die LeserInnen sich den Gang der Ereignisse und den Lebensweg des Aktivistin teilweise selbst rekonstruieren müssen: Eine Zeittafel fehlt ebenso wie eine kurze Einführung in das Gespräch. Auch die Kommentare beschränken sich auf Erläuterungen zu in der Erzählung genannten Personen.

Einen anderen Ansatz zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit wählten die VertreterInnen der Neuen Linken, deren vor allem aus den Universitäten heraus organisiertes Wirken von Gottfried Oy als eine „Vorgeschichte von 1968“ kritisch rekonstruiert wird. Wegbereiter der in diesem Umfeld erstmals unternommenen Anstrengungen zu einer Analyse des NS und seiner Nachwirkungen waren die zurückgekehrten Vertreter der Kritischen Theorie am Frankfurter Institut für Sozialforschung. Aber nicht nur sie beeinflussten zahlreiche SDS-Mitglieder, auch die Philosophin Margherita von Brentano und der „Argument“-Kreis um ihren Schüler Wolfgang Fritz Haug in Berlin spielten eine zentrale Rolle. Die dort geführten Debatten zählen noch immer zu den wichtigsten Versuchen einer theoretischen Durchdringung des Nationalsozialismus und Antisemitismus. Die



## Buchbesprechungen

Stärke von Oys konzisem Text liegt, wengleich die Argumentation nicht neu ist, darin, dies in Erinnerung zu rufen und zugleich das Scheitern der Neuen Linken gerade auch in der Abkehr von diesen Anstrengungen zugunsten einfacher antiimperialistischer Welterklärungen zu erkennen.

Christoph Schneider bietet schließlich mit seinem Aufsatz eine umfassendere historische Einordnung dieser Aktivitäten am Ende der 50er und zu Beginn der 60er Jahre. Zugleich liefert er gewissermaßen den methodischen Unterbau der vorherigen Beiträge: Schneider kritisiert zwei Erzähltechniken, die die gesellschaftskritische Stoßrichtung der damaligen Akteure neutralisieren: Einerseits die Entpersonalisierung, die die Aufarbeitung des NS zu einem quasi automatisch einsetzenden „Reifungsprozess“ erklärt, andererseits die „Eingemeindung“ der AktivistInnen als „Vorhut des heute reklamierten erinnerungspolitischen Fortschritts“. Beides verstellt den Blick auf die Anstrengung der Aufklärungsarbeit inmitten und entgegen einer restaurativen gesellschaftlichen Entwicklung.

Der überaus lesenswerte Band ist aufgrund seines essayistischen Charakters zugleich voraussetzungsvoll und notwendig unvollständig. Und wengleich der dekonstruierende Ansatz und der Verzicht auf ein Gegennarrativ beim derzeitigen Forschungsstand sinnvoll sind, so verweist das Buch zugleich auf das Desiderat einer akteurszentrierten und kritischen Geschichte der bundesdeutschen Aufarbeitung der Vergangenheit, die nicht vom vermeintlich erfolgreichen Ende her geschrieben ist.

**Godtfried Oy, Christoph Schneider: Die Schärfe der Konkretion. Reinhard Strecker, 1968 und der Nationalsozialismus in der bundesdeutschen Historiografie, Münster: Westfälisches Dampfboot, 2. korrigierte Auflage, 2014**

Michael Becker

### Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn

Zwangslager für Sinti und Roma, die viele Städte ab Mitte der 1930er Jahre einrichteten, waren ein wichtiges Instrument der gesellschaftlichen Ausgrenzung dieser Minderheit im NS-Staat. Ihr Stellenwert im Verfolgungsprozess wird daraus ersichtlich, dass Schätzungen zufolge etwa die Hälfte der deutschen Sinti und Roma zumindest zeitweilig in einem der kommunalen Lager inhaftiert war; die meisten wurden von dort ins besetzte Polen deportiert. Sybil Milton hat die kommunalen „Zigeunerlager“ daher treffend als „antechamber to Birkenau“ charakterisiert.

Dennoch gibt es bislang nur wenig fundierte Informationen zu diesem Lagertypus, etwa zu den Lagern in Köln, Frankfurt oder Gelsenkirchen. Umso verdienstvoller ist die Studie, die Patricia Pientka nun dem größten dieser Lager im „Altreich“, dem Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn, gewidmet hat. Eine wichtige Grundlage ihrer Analyse bilden die 179 Personenakten der „Dienststelle für Zigeunerfragen“, die im Bestand der Berliner Kriminalpolizei überliefert sind.

Den Kern der Darstellung bilden die Entstehungsgeschichte des Lagers, die dort herrschenden Lebensbedingungen und die Radikalisierung der Verfolgung bis zur Deportation der Lagerin-

sassen nach Auschwitz-Birkenau. Ein separates Kapitel ist dem Apparat der Verfolger gewidmet. Außerdem geht die Autorin auf die Situation der Berliner Sinti und Roma zu Beginn des 20. Jahrhunderts und auf die Nachgeschichte des Zwangslagers Berlin-Marzahn ein, vor allem mit Blick auf die Anerkennung der Opfer.

In einer instruktiven Einleitung steckt die Autorin ihre Motivation, ihr Erkenntnisinteresse und ihren theoretischen Rahmen ab. Die Ausgangsfragen betreffen auf einer organisatorischen Ebene das „Zusammenwirken von reichsweiten, regionalen und lokalen Maßnahmen gegen ‚Zigeuner‘ bei der Gründung und dem Erhalt des Zwangslagers“ und auf einer akteurszentrierten Ebene Fragen nach den Mitarbeitern der verschiedenen Institutionen und deren „konkretem Mitwirken an der ‚Zigeunerverfolgung‘ in der Reichshauptstadt“ (S. 14).

So kann Pientka zeigen, dass das Wohlfahrtsamt Berlin und die dortige Polizeibehörde spätestens ab 1934 Überlegungen zur Einrichtung eines Zwangslagers für „Zigeuner“ anstellten. Konkret umgesetzt wurde das Vorhaben jedoch in einem erweiterten Kontext: Der Runderlass „Bekämpfung der Zigeunerplage“ des Reichs- und Preussischen Ministers des Innern vom 6. Juni 1936 sowie eine am 3. Juli erlassene Anordnung der Staatspolizeileitstelle bildeten die Grundlage für die Verhaftungsaktion am 16. Juli 1936, in deren Verlauf etwa 600 als „Zigeuner“ stigmatisierte Menschen unter Polizeibewachung in ein Randviertel des Berliner Vororts Marzahn gebracht wurden. Dort mussten die Familien isoliert von der übrigen Bevölkerung unter menschenunwürdigen Bedingungen leben. Die Einweisung ins Lager erfolgte unabhängig davon, ob sie zuvor in Mietwohnungen und Häusern gelebt oder mit Wohnwagen auf öffentlichen Plätzen und privat angemieteten Grundstücken gestanden hatten.

Pientka geht davon aus, „dass Ähnlichkeiten zwischen der inkludierenden Mobilisierung mit der Formel ‚Volksgemeinschaft‘ und der exkludierenden mit der Formel ‚Zigeuner‘ bestehen“ (S. 16). Sie begreift das Zwangslager Berlin-Marzahn als einen Ort, an dem „Exklusionsgewalt routiniert und radikalisiert“ (S. 93) wurde, wobei sie unterschiedliche Formen der Gewalterfahrung voneinander abgrenzt.

Ein besonderes Anliegen der Autorin ist die Einbeziehung der Opferperspektive. Sie konnte 14 Erinnerungsberichte ehemaliger Lagerinsassen ausfindig machen, die ein wichtiges Korrektiv zum rassistischen Blick der Täterakten bilden. Das Buch arbeitet auch jene Widerstands- und Selbstbehauptungsstrategien heraus, die Inhaftierte der radikalen Fremdbestimmung entgegensetzten.

Auf der anderen Seite nimmt die Verfasserin den Täterapparat genauer in den Blick und zeichnet ein differenziertes Bild polizeilicher Verfolgungspraktiken. Während die Rolle von Leo Karsten, dem Leiter der am Alexanderplatz ansässigen „Dienststelle für Zigeunerfragen“, bei der Verfolgung und Deportation der Berliner Sinti und Roma schon länger bekannt ist, kann Pientka weitere beteiligte Beamte identifizieren und leistet so einen wichtigen Beitrag zur Täterforschung. Dabei fragt sie insbesondere nach den Handlungsspielräumen der „Dienststelle“ bei der Selektion der Opfer für Auschwitz-Birkenau.

Als zentrales Ergebnis ihrer Recherchen kann Pientka 340 im Zwangslager Berlin-Marzahn internierte Männer, Frauen und Kinder namentlich belegen, teils mit umfangreichen Informationen zu deren Verfolgungsweg. Mindestens 200 Menschen wurden von dort nach Auschwitz-Birkenau deportiert, nur sieben überlebten. Darüber hinaus weist die Autorin über 400 vormalige

Bewohner Berlins und Brandenburgs nach, die als „Zigeuner“ verfolgt wurden.

Pientkas akribisch recherchierte und methodisch reflektierte Studie ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Genozids an den Sinti und Roma und seiner ideologischen wie strukturellen Voraussetzungen. Wie das Beispiel Berlin-Marzahn zeigt, waren die kommunalen Zwangslager für „Zigeuner“ integraler Bestandteil eines Exklusions- und Radikalisierungsprozesses, der Auschwitz erst möglich gemacht hat, aber noch längst nicht ausreichend erforscht ist.

**Patricia Pientka: Das Zwangslager für Sinti und Roma in Berlin-Marzahn. Alltag, Verfolgung und Deportation. Berlin: Metropol Verlag, 2013**

Frank Reuter

### Aber es ist nie darüber gesprochen worden ...

Als der Rekrut Anton Reinhardt 1937 feierlich verabschiedet wurde, hatte er ein Problem: mit seinen fast zwei Metern Körpergröße konnte ihm keine repräsentable Uniform zur Verfügung gestellt werden. Also ließ er sich fürs Abschiedsfoto auf eigene Kosten ein „deutsches Ehrenkleid“ in seiner Größe anfertigen. In den Feldzügen gegen Polen und Frankreich 1939 und 1940 stand er an der Front, wurde u.a. mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet und kam nach einer Verwundung zur Genesung nach Ulm auf eine Schreibstube. 1942 nahm jedoch seine Militärkarriere ein abruptes Ende. Als er eines Tages zu seinem Hauptmann gerufen wurde, waren schon zwei SD-Leute da, die ihm seine Orden und Rangabzeichen von der Uniform rissen. Binnen 24 Stunden musste er die Truppe verlassen und zum Arbeitseinsatz in einer Munitionsfabrik antreten. 1943 wurde er mitsamt seiner schwangeren Frau und seinen drei Kindern nach Auschwitz deportiert, wo alle ums Leben kamen. Die Reinhardts waren Sinti.

Es ist ein verschwiegenes Kapitel aus dem Hinterhof der Geschichtsschreibung des „Dritten Reiches“: Sinti und Roma, die als Angehörige der Wehrmacht (und z.T. bereits im Ersten Weltkrieg) auf deutscher Seite mitgekämpft hatten, und dennoch dem nationalsozialistischen Rassenwahn zum Opfer fielen.

Rund 40 Schicksale hat die Projektgruppe „Kriegsgräber“ der Europaschule Rövershagen zusammengetragen und 2013 unter dem Titel „Aber es ist nie darüber gesprochen worden... Sinti und Roma als Feldgräue in den beiden Weltkriegen“ veröffentlicht.

Damit bietet der Band eine Annäherung an ein Thema voller Widersprüche.

Der Eintritt von Sinti und Roma in die Wehrmacht und die Beteiligung am deutschen Angriffskrieg erfolgte aus sehr unterschiedlichen Gründen: teils freiwillig in der Hoffnung, ein Wehrmachtsoldat in der Familie könne dieser einen gewissen Schutz vor der zunehmenden Ausgrenzung und Entrechtung bieten. Häufig waren sie jedoch ganz regulär zum Wehrdienst eingezogen worden. Zwar durften nach den Nürnberger Gesetzen 1935 und einem Erlass des Reichskriegsministers 1937 „Zigeuner“ und „Zigeunermischlinge“ als „Artfremde“ keinen aktiven Wehrdienst mehr leisten und wurden vielfach schon vor Kriegsbeginn in „Zigeunerlagern“ festgesetzt. Dennoch kämpften auch Anfang der 1940er Jahre offenbar so viele von ihnen in der deutschen Truppe mit, dass

sich die deutsche Militärbürokratie noch im Juli 1942 veranlasst sah, per Verfügung noch einmal explizit alle Sinti und Roma vom Wehrdienst auszuschließen. Zwei Jahre zuvor hatten Ermittlungen anlässlich der Verleihung eines Eisernen Kreuzes I. Klasse an einen Sinto aus Berleburg offengelegt, dass alleine aus dieser Gemeinde 26 Sinti zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Doch die Geschichte wird noch grotesker und bedeutend makaberer: Nachdem ab 1943 durch den „Auschwitz-Erlass“ Himmlers sämtliche Sinti und Roma, derer das NS-Regime habhaft werden konnte, unbarmherzig deportiert und ermordet worden waren, wurden in den letzten Kriegswochen 1945 diejenigen überlebenden „Zigeuner“, die eine militärische Grundausbildung vorweisen konnten, aus den in Auflösung begriffenen Konzentrationslagern in Strafbataillone wie die berüchtigte SS-Sondereinheit „Dirlewanger“ gezwungen, wo sie nun selbst in SS-Uniformen herumlaufen und als Kanonenfutter für den längst illusorisch gewordenen „Endsieg“ den Kopf hinhalten mussten.

Die Schicksale einiger dieser Menschen werden in dem Band vorgestellt – anhand von Literatur, Zeitzeugenberichten und Archividokumenten. Die Überlieferungen sind häufig recht lückenhaft, neben bereits recht gut dokumentierten Schicksalen, wie das von Walter Winter, werden auch Menschen vorgestellt, von denen kaum mehr als Name, Geburtsdatum und KZ-Aufenthalte belegt sind. Dabei lassen die Autoren – mit Ausnahme des Vorwortes – ausschließlich die Quellen und die herangezogene Literatur sprechen ohne selbst das Wort zu ergreifen: die Beschreibungen sowohl der alphabetisch aufgeführten Schicksale als auch das Einführungskapitel in die Thematik bestehen aus zusammengestellten Textpassagen und Archivquellen. Unter diesem Patchwork leidet der Lesefluss. Auch eine moderierende Stimme während und ein Fazit am Ende der Lektüre könnten das Buch bereichern – diese Struktur kann darauf zurückgeführt werden, dass es sich um einen Begleitband zu einer Ausstellung handelt, worauf weder im Text noch im Impressum hingewiesen wird. Dennoch bietet das Werk gerade wegen der vielen Quellen einen authentischen Einblick in ein kaum beachtetes Kapitel deutscher Geschichte.

**Projektgruppe „Kriegsgräber“ Europaschule Rövershagen (Hg.): Aber es ist nie darüber gesprochen worden ... Sinti und Roma als Feldgrau in den beiden Weltkriegen, Rövershagen 2013**

Lennart Bartelheimer

## „Hätte große Lust, Scharfrichter zu werden ...“

Innerhalb der geschichtswissenschaftlichen Erforschung des Nationalsozialismus rückten jüngst vermehrt auch die Täter in den Fokus der historiographischen Publikationen. Vornehmlich wandten sich die Autoren hierbei den innerhalb der SS und Waffen-SS, in der Wehrmacht und Polizei agierenden Individuen zu, welche im Rahmen meist kollektiver Handlungen diverse Arten von Verbrechen begingen. Bisher untersuchte allerdings keine Studie die circa 16.000 juristisch sanktionierten Morde durch eigens eingestellte Scharfrichter, die innerhalb des Deutschen Reichs zwischen 1933 und 1945 verübt wurden. Doch bieten gerade die etwa 500 überlieferten Bewerbungsschreiben von Männern, welche sich während der nationalsozialistischen Herrschaft auf das Amt eines Scharfrichters oder Scharfrichtergehilfen bewar-

ben, eine ausführliche Grundlage zur wissenschaftlichen Untersuchung der Motivation der Bewerber.

Der Journalist Klaus Hillenbrand dokumentiert erstmals eine Auswahl der tradierten Bewerbungsschreiben und versucht anhand ihrer Auswertung sowie der Darstellung von Alois Weiß die Praxis der Vollstreckung der Todesstrafe im nationalsozialistischen Regime zu untersuchen.

Zunächst macht sich Hillenbrand daran, auf Grundlage von 482 ausgewerteten Bewerbungen, die tötungswilligen Männer, ihr soziales Milieu und ihre Motive zu analysieren. Für Hillenbrand stellen die Bewerbungen hierbei „Dokumente politischer Pornographie“ (S. 11) dar. Die Lektüre der Bewerbungsschreiben öffnet den Blick in zeitgenössische Denk- und Vorstellungsweisen der gewaltbereiten Männer, welche bereit waren, im Namen des Staates Hinrichtungen zu vollstrecken. Die Untersuchung analysiert die Schreiben von 412 Männern zwischen 15 und 60 Jahren, „deren Wunsch es war, andere Menschen nach geltendem Recht und Gesetz umzubringen“ (S. 12). Dabei muss man beachten, dass es keine öffentlichen Ausschreibungen der Scharfrichter-Stellen gab, sodass alle Schreiben Initiativbewerbungen darstellen. Allerdings blieb der Großteil dieser Bewerbungen erfolglos. Soziale Beziehungen zu bereits aktiven Scharfrichtern oder Scharfrichtergehilfen waren notwendig, um sich erfolgreich für dieses Amt zu bemühen.

Die hohe Anzahl der Bewerbungen während der NS-Zeit führt Hillenbrand, im Kontrast zur Zeit der Weimarer Republik, auf eine Verrohung und eine grundsätzlich hohe Bereitschaft innerhalb der deutschen Gesellschaft für den Staat zu töten zurück. Tatsächlich beziehen sich einige Bewerber auf ihre Erfahrungen als Frontsoldaten aus dem Ersten Weltkrieg, den Niederschlagungen der Räterepubliken oder der Teilnahme an Exekutionskommandos während des Zweiten Weltkriegs. Hierbei machen die Bewerber mitunter fragwürdige Fähigkeiten geltend. So hebt Bruno K. in seinem Schreiben hervor, dass er während des Ersten Weltkriegs in Frankreich „gegen Franzosen, Engländer und Schwarze [kämpfte], nicht nur mit der Waffe, sondern auch mit unserem Spaten“ (S. 199).

Anschließend untersucht Hillenbrand das nationalsozialistische System zur Vollstreckung der Todesstrafe durch die Scharfrichter. Besonders hervorzuheben ist hierbei der Versuch des Regimes eine gewisse Distanz zwischen dem Staat und den Vollstreckern der Todesurteile zu wahren. Dies äußert sich beispielsweise durch die Verweigerung des Ausstellens von Festverträgen, sodass die Scharfrichter und ihre Gehilfen freiberuflich tätig blieben. Gleichzeitig mussten die „Kosten der Hinrichtung (...) – Gipfel der juristischen Barbarei – die Angehörigen [des Opfers] tragen“ (S. 72).

Als erschreckend ist die Kontinuität hervorzuheben, mit der Beschäftigte der nationalsozialistischen Justiz auch nach Kriegsende 1945 weiterhin in ihren Berufen tätig blieben. Selbst bei den Scharfrichtern. Johann Reichhart und Friedrich Hehr zum Beispiel unterstützten die britischen und US-Besatzungsbehörden und töteten nach 1945 insgesamt zwischen 127 und 241 Menschen.

Die Nennung des in Prag tätigen Scharfrichters Alois Weiß verdeutlicht exemplarisch den ungewöhnlichen Karriereweg eines, für das nationalsozialistische Regime tätigen, Scharfrichters. So wurde Weiß beispielsweise unmittelbar im Anschluss an eine Untersuchungshaft zum Gefängniswärter ernannt, woraufhin er später in Prag als Scharfrichter tätig wurde.

Auch über den genauen Ablauf der Hinrichtungen sowie ihrer Vorbereitungen gibt Hillen-

## Buchbesprechungen

brand unter Verweis und Anführung von Berichten und Zeugenaussagen der Scharfrichter sowie ihrer Gehilfen Auskunft. Besonders hervorzuheben sind die von ihm zitierten Kassiber der jüdischen Widerstandskämpferin Marianne Golz-Goldlust, welche von Alois Weiß im Prager Gefängnis hingerichtet wurde. Ihre aus dem Gefängnis geschmuggelten und überlieferten Kassiber geben Auskunft über die Verfahrensweise und den Umgang mit zum Tode Verurteilten durch die nationalsozialistische Justiz. Doch insbesondere die ergreifenden Schilderungen der letzten Momente ihrer Zellengenossinnen verdeutlichen die Schrecken, die die Justiz des Dritten Reichs ausübte.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass Hillenbrands Werk einen gut untersuchten und belegten Einblick in die nationalsozialistische Justiz und in die Vorstellungen und das Denken der von ihr eingesetzten Vollstrecker der Todesstrafe gewährt. Er wird durch die Dokumentation der Bewerbungsschreiben sowie deren Sortierung nach verarmten, überzeugten, brutalen, unauffälligen, verwirrten, an den Tod gewöhnten und erfahrenen Bewerbern ergänzt. Hillenbrand nutzt das überlieferte Quellenmaterial, um die – nicht zu pauschalisierenden – Motive der Bewerber zu analysieren. Erneut wird auf mögliche Kontinuitäten zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg hingewiesen, die es weiterhin zu erforschen gilt.

**Hillenbrand, Klaus: Berufswunsch Henker. Warum Männer im Nationalsozialismus Scharfrichter werden wollten. Frankfurt am Main/New York: Campus, 2013**

Sebastian Willert

## Zwei Büder Zwei Schicksale

Die Lebenswege der Brüder Ernst und Gustav Nonnenmacher hätten unterschiedlicher wohl kaum verlaufen können. Der Sohn von Gustav, Frank Nonnenmacher, hat beider Schicksale aufgeschrieben und damit ein breites Panorama des 20. Jahrhunderts in Deutschland geschaffen.

Ernst, geboren 1908, und der sechs Jahre jüngere Gustav sind Söhne von Margarete Nonnenmacher, einer bitterarmen jungen Frau aus dem Schwäbischen, die sich ihren Lebensunterhalt als Büglerin in Stuttgart verdient. Sie ist eine Schönheit, Männer stellen ihr nach, aber der Richtige ist nie dabei. Von zwei unterschiedlichen Vätern hat sie ihre beiden Buben; ernähren kann sie mit größter Mühe nur den älteren, den kleinen Gustav gibt sie in Pflege zu Fremden. Er kommt wenig später in ein Waisenhaus.

Man könnte vermuten, dass Gustav, von der Mutter getrennt, es noch schwerer haben wird, das Leben zu bewältigen. Aber bei aller Verlassenheit und allem Kummer – das Gymnasium kann er nicht besuchen, weil die Inflation sein Stipendium vernichtet – hat er immer wieder Glück. Er macht eine Lehre als Holzbildhauer im Schwarzwald und schlägt damit einen Berufsweg ein, der bestimmend für ihn wird. Sein älterer Bruder dagegen kommt nicht auf die richtige Spur. Er gerät an falsche Freunde, lernt nichts, wovon er leben könnte, wird kriminell. 1932 besucht er gemeinsam mit der Mutter seinen Halbbruder Gustav, in der Hoffnung, der



## Buchbesprechungen

könne etwas zum Lebensunterhalt beisteuern. So lernt Gustav mit 18 Jahren seine lang vermisste Familie kennen. Den beiden helfen kann er nicht, weil er selbst um Arbeit bangen muss. Es bleibt die einzige Begegnung mit der Mutter, seinen Bruder Ernst sieht er 26 Jahre später wieder. Der Vater, von dem er nun erfährt, hat kein Interesse an ihm.

Auch nach 1933 entwickelt sich das Leben der Brüder, wie es unterschiedlicher kaum sein könnte. Ernst, der mit Kommunisten befreundet war und sich antifaschistisch fühlt, kommt aus der Misere nicht heraus. Er kommt wegen kleinerer Diebstähle und Körperverletzung immer wieder ins Gefängnis und wird schließlich von der Gestapo als „asozial“ und „wehronwürdig“ eingestuft. Das bringt ihm vier Jahre KZ-Haft in Flossenbürg und Sachsenhausen ein. Die Anerkennung als Opfer des Nationalsozialismus geschweige denn eine Entschädigung wird er nie bekommen: Er war ja kein politischer Häftling, sondern trug den grünen Winkel der „Asozialen“.

Gustav dagegen, unpolitisch und eher blauäugig, macht eine unvorhergesehene Karriere: Er kann seine frühe Leidenschaft fürs Fliegen mit seinen Kenntnissen als Holzbildhauer verbinden, er wird Segelflugzeugbauer auf dem Hornberg. Bei der Theorie bleibt es nicht, rasch wird er selbst Flieger. Und wird damit, von 1936 an, Teil von Hitlers Vernichtungsmaschinerie. Bis Ende 1942 fliegt er in einem Ju52-Geschwader an allen Kriegsschauplätzen, bis er schließlich für frontuntauglich erklärt wird. Bis zum Ende des Krieges und seiner Internierung durch die Amerikaner bleibt er bei der Luftwaffe. Ein „richtiger“ Nazi war er nie, aber er war Gefangener des Systems, an dem er allerdings zunehmend zweifelte. Den Mut, sich dagegen zu stellen, hatte er nicht – ein Versagen, das er sich im späteren Leben immer vorwerfen wird. In seinem privaten Bereich hatte sich alles zum Guten gewandt: Er hat Inge, seine Frau gefunden, und war 1944 Vater seines Sohnes Frank geworden. Seine Mutter hatte die Einladung zur Hochzeit wegen Geldmangel ausgeschlagen, ihn aber gebeten, er solle sich bei den Behörden für seinen Halbbruder Ernst im KZ Flossenbürg einsetzen. Gustav lehnte die Bitte ab.

Die Brüder sehen sich 1958 wieder. Ernst ist nach verschiedenen Umwegen Bauarbeiter und überzeugter Gewerkschafter geworden, politisch bleibt er im Herzen Kommunist. Er hat geheiratet. Gustav hat sich der Bildhauerei verschrieben, hat aber große Mühe, seine Familie – Frank hat eine Schwester bekommen – davon zu ernähren. Erst nach und nach kann er sich in der Region um Worms, wo sie leben, einen Ruf als Künstler erarbeiten. Die Beziehung der Brüder bleibt kühl.

Frank Nonnenmacher, der Professor für politische Bildung an der Goethe-Universität Frankfurt wurde, hat in unzähligen Gesprächen mit seinem Vater und seinem Onkel deren verschlungene Lebenswege ausgelotet. Er hat ihre Erlebnisse aufgeschrieben und verwoben, so dass eine anrührende Panorama des 20. Jahrhunderts entstanden ist. Die privaten Schicksale mit all ihren politische Facetten fügen sich zu einem Geschichtsbuch, das zu lesen Freude macht und aus dem viel zu lernen ist.

**Frank Nonnenmacher: Du hattest es besser als ich. Zwei Brüder im 20. Jahrhundert. BAD Homburg: VAS, 2014**

Gabriele Prein

## Schicksal einer Deserteursfamilie

Lange Zeit war das Schicksal von Deserteuren ein in der Öffentlichkeit kaum behandeltes Thema. Bis in die 1990er Jahre wurden sie oft verächtlich als Feindlinge bezeichnet. In der BRD begannen zunächst einzelne gesellschaftliche Initiativen, Historiker sowie Juristen und Politiker sich mit den Geschichten von Wehrmacht-Deserteuren auseinanderzusetzen. Erst 2002 wurden Fahnenflüchtige des Zweiten Weltkrieges schließlich durch einen Beschluss des Deutschen Bundestages rehabilitiert.

Elfriede Suhrs Buch, das 2013 veröffentlicht wurde, erzählt eine sehr persönliche Geschichte. Ihr Onkel desertierte 1942 aus der Wehrmacht und flüchtete sich zur Familie seines Bruders ins baden-württembergische Oberndorf. In ihrem Buch beschreibt die Autorin, die zu diesem Zeitpunkt gerade einmal acht Jahre alt ist, welche Auswirkungen dieses Ereignis auf sie und ihre Familie hatte. Sie wohnt zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder in einem schönen Einfamilienhaus. Als der Bruder ihres Vaters plötzlich dort auftaucht, wird schnell klar, dass man für ihn ein geeignetes Versteck außerhalb des Hauses finden muss, denn auf Fahnenflucht und Beihilfe dazu steht die Todesstrafe. Nach verzweifelter Suche finden sie eine Höhle an einem steilen, dicht bewachsenen Abhang, in einiger Entfernung zum Dorf, in der der Onkel bis zum Kriegsende leben kann.

Für die gesamte Familie beginnen nun drei lange Jahre, die von ständigen Gefahren und von großer Angst geprägt sind. Um jeden Preis wollen sie sein Versteck geheim halten und ihn gleichzeitig mit allem Lebensnotwendigen versorgen. Nach der Einberufung des Bruders und des Vaters müssen Mutter und Tochter alleine mit dieser Situation fertig werden. Ständig kommen neue Gefahren auf sie zu – etwa die Verhöre durch Polizisten oder SS-Männer. Auch die viele anfallende Arbeit und zunehmend schwierigere Versorgungslage machten ihnen zu schaffen. Doch zum Glück gibt es in dieser Zeit auch Menschen wie Elfriedes Nachbarn, die ihnen helfend unter die Arme greifen.

Wenn der Onkel die Familie nachts besuchen kann, erfährt man auch etwas von seinem Höhlen-Leben. Oft bleibt er für mehrere Monate in seinem Versteck, damit er nicht von den im Dorf lebenden Parteigenossen entdeckt wird. Um durch die strengen Winter zu kommen, muss er viele strapazenreiche Wanderungen zu einem entfernten Bauernhof auf sich nehmen, auf dem wohlgesinnte Verwandte leben. Trotzdem beklagt er sich nie und verlässt die Familie jedes mal mit einem aufmunternden „Bleibt stark!“. Erst nach dem Einmarsch der Franzosen 1945 kann er endlich wieder in Freiheit leben.

2007 begann Elfriede Suhr, die Erinnerungen an das Höhlen-Leben ihres Onkels und das Schicksal ihrer Deserteursfamilie aufzuschreiben. Es ist die Geschichte eines kleinen Mädchens, das in einer Zeit der Not viel Kraft und Mut bewiesen hat, um das Leben ihrer Familie zu beschützen. Ihr Schreibstil ist dabei sehr gut verständlich, und es fällt leicht der Handlung zu folgen. Man hat das Gefühl, direkt dabei zu sein und das Leben dieses Kindes miterleben zu können. Ihre Geschichte ist von dem Gefühl der ständigen Angst geprägt. Angst um den Onkel, den Vater und den Bruder und auch um die Mutter, die so vielen Belastungen ausgesetzt ist. Auch die Unfähigkeit, sich gegen die Schikane und Diskriminierungen zu wehren, ist ein wiederkehrendes Motiv in der Erzählung. Das Buch ist als ein Beispiel für das Leben einer Familie, die einen Deserteur versteckt, durchaus zu empfehlen.

Es gibt einen Einblick in ihren Alltag aber auch in die Gedankenwelt eines Mädchens, das ein solch großes Geheimnis um jeden Preis für sich behalten muss und auch behält. Es spiegelt den häuslichen Widerstand auf einer ganz persönlichen Ebene wieder.

**Suhr, Elfriede: Die Höhle. Schicksal einer Deserteursfamilie. Tübingen: Silberburg-Verlag, 2013**

Anne Brown

## Menschenrechtsbildung in KZ-Gedenkstätten

Die Menschenrechtsbildung stellt an KZ-Gedenkstätten ein noch recht junges Betätigungsfeld dar. Sie wurde lange Zeit nicht mit der dort vermittelten historisch-politischen Bildung in Verbindung gebracht. Dabei bietet die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus, als radikale Umkehr der universellen Menschenrechte, auch die Chance, am historischen Ort, unter dem Eindruck der Schrecken der Vergangenheit, mit historischer Perspektive auf die Entwicklung und Begründung der Menschenrechte in der Gegenwart zu blicken.

Das von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (EVZ) geförderte Projekt „NS-Geschichte, Institutionen, Menschenrechte“ der KZ Gedenkstätte Neuengamme verfolgte vor diesem Hintergrund das Ziel, innovative Bildungsangebote für die Aus- und Weiterbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern staatlicher Institutionen wie Polizei und Justiz zu entwickeln. Hier sollen aktuelle Menschenrechtsfragen in Beziehung zu den Lehren aus dem Nationalsozialismus gesetzt und Reflexionsprozesse über gegenwärtiges Handeln angestoßen werden. Dadurch rückt eine Zielgruppe in den Fokus, die lange Zeit nicht primär im Blickfeld von Erinnerungsorten lag. Über mehrere Jahre fanden hierzu, in Kooperation mit verschiedenen Hamburger Ausbildungseinrichtungen, Seminare, Multiplikatorenschulungen und Tagungen statt.

Der vorliegende Sammelband ist das Endprodukt dieses Projektes und wird im Auftrag der KZ-Gedenkstätte Neuengamme durch die Projektleiterin Ulrike Pastoor und den Leiter des Studienzentrums der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Oliver von Wrochem, herausgegeben. Der Band mit den darin vorgestellten Materialien richtet sich gleichermaßen an Multiplikatorinnen und Multiplikatoren der beruflichen Aus- und Weiterbildung von Polizei, Justiz und Verwaltung und an Pädagoginnen und Pädagogen der KZ-Gedenkstätten.

Im Reflexionsteil des Bandes kommen Projektbeteiligte wie auch Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu Wort. Sieben wissenschaftliche Fachbeiträge bündeln im Anschluss die Ergebnisse der Projektveranstaltungen und offenbaren ein breites Spektrum an Fragestellungen und Forschungen. So befassen sich beispielsweise Jörg Lange und Monique Eckmann mit den Grundsatzen der Funktion von KZ-Gedenkstätten als Lernort für Menschenrechte bzw. den Unterschieden zwischen Menschenrechtsbildung und Bildung über NS-Verbrechen. Claudia Schilling arbeitet am Beispiel der Hamburger Fürsorgeverwaltung Merkmale des Verwaltungshandelns im Nationalsozialismus und heute heraus und wirft dabei ethische Fragen auf.

Der Praxisteil der Handreichung besteht aus neun ausgearbeiteten und umfassend erprobten Modulen für die Bildungsarbeit in KZ-Gedenkstätten und staatlichen Institutionen.

Besonders ins Auge sticht das Einstiegsmodul von Kathrin Herold mit dem Titel „Reflexive Auseinandersetzung mit historischen und gegenwartsbezogenen Bildern in der Bildungsarbeit zu Antiziganismus“. Dieser mit geringem Zeitaufwand realisierbare Einstieg eignet sich für nahezu jede Zielgruppe und schlägt eine Brücke von der Verfolgung der Sinti und Roma in der NS-Zeit, bis hin zu ihrer Diskriminierung in der Gegenwart. Die ausgewählten Bilder sorgen für Irritation, werfen Fragen auf und führen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern vor Augen, wie voreingenommen sie unter Umständen selbst im Alltag Sachverhalte wahrnehmen und deuten.

Oliver von Wrochem und Georg Edelbrock skizzieren in ihrem Modul „Polizeiliches Handeln in historischer Perspektive: Die Rolle der Polizei im Nationalsozialismus und KZ-System“ ein komplettes zweitägiges Seminar, in dem die polizeilichen Verfolgungsinstanzen im Nationalsozialismus und die Beteiligung der Polizei an Deportation, Massenmord und am KZ-System behandelt werden. Die Teilnehmer lernen das eigene berufliche Handeln kritisch zu reflektieren und sich mit Fragen, etwa von Handlungsspielräumen und Auswirkungen staatlicher Machbefugnisse, auseinanderzusetzen.

Die weiteren Module befassen sich mit den Themen Strafvollzug, Entnazifizierung, Antiziganismus, Sicherungsverwahrung, Zwangsarbeit und Entschädigung sowie Menschenrechten im Umgang mit Flüchtlingen. Bei allen Modulen liegt der Fokus stets auf der Relevanz des Geschehenen für die Gegenwart. Beinahe immer bieten aktuelle Fallbeispiele Anknüpfungspunkte zur Diskussion. Die Teilnehmenden werden dazu angeregt Verwaltungshandeln zu hinterfragen und im Hinblick auf die Einhaltung der Menschenrechte zu prüfen.

Jede Modulbeschreibung enthält neben einer Einführung in die Fragestellung, Zielsetzung und Durchführung alle relevanten Informationen zu Zielgruppen, Gruppengröße, Zeitbedarf und Phasierung. Sämtliche benötigten Quellen und Materialien sind auf der beiliegenden CD enthalten. Besonders hilfreich für die Vorbereitung sind mehrere eingebaute weiterführende Hinweise, Exkurse und Literaturtipps.

Mit einer großen Bandbreite an Teilthemen, der Bereitstellung von Materialien für die verschiedensten Zielgruppen und Seminarformate und nicht zuletzt durch die klar strukturierte Aufmachung leistet der Band einen wesentlichen Beitrag zum Ausbau von Bildungsangeboten an KZ-Gedenkstätten für Seminargruppen staatlicher Institutionen. Es bleibt zu hoffen, dass die seitens der Gedenkstätten vermehrt angebotenen Programme für Gruppen von Polizei, Justiz und Verwaltung künftig noch stärker nachgefragt werden.

**Ulrike Pastoor, Oliver von Wrochem (Hg.): NS-Geschichte, Institutionen, Menschenrechte. Bildungsmaterialien zu Verwaltung, Polizei und Justiz. Reihe Neuengammer Kolloquien, Band 3. Berlin: Metropol Verlag, 2013**

Fabian Müller

## Frauen im Spanischen Bürgerkrieg

In der heutigen Geschichtsforschung findet das Wirken von Frauen immer noch wenig Beachtung. Auch in der Literatur zum Spanischen Bürgerkrieg spielten sie bisher eine untergeordnete Rolle. In diesem Krieg, in

dem Antifaschisten aus aller Welt gegen die spanischen Nationalisten unter dem General und späteren Diktator Francisco Franco sowie deren deutsche und italienische Waffenbrüder kämpften, waren auf Seiten der Republik auch Frauen beteiligt. Die etlichen Untersuchungen zu den ausländischen Kämpfern in Spanien, die meist Teil der Internationalen Brigaden waren, behandeln fast ausschließlich die männlichen Kämpfer. Über ausländische Frauen im Spanischen Bürgerkrieg, die als Ärztinnen, Krankenschwestern, Journalistinnen oder sogar Soldatinnen fungierten, war bisher wenig bekannt. Deren Geschichte erzählt die Österreicherin Renée Lugschitz in ihrem Werk „Spanienkämpferinnen“.

Hierzu geht die Autorin in drei Etappen vor: Zu Beginn erklärt sie in einem historischen Abriss kurz und präzise die Geschichte des Spanischen Bürgerkriegs und die der Internationalen Brigaden. Außerdem listet sie auf einer Zeittafel die Vorkommnisse chronologisch auf.

Im zweiten Teil werden die Rollen der Spanienkämpferinnen vorgestellt. Lugschitz zählt jedoch nicht nur die einzelnen Berufsgruppen auf, sondern erläutert vielmehr das Ausmaß des weiblichen Engagements im Bürgerkrieg. Nach Schätzungen der Autorin waren rund 600 Frauen in Spanien aktiv. Des Weiteren gibt sie Einblicke in die von Frauen bekleideten Arbeitsfelder. Hierbei zeigt sie Probleme auf, mit denen diese im Alltag zu kämpfen hatten. Am Beispiel der Gleichstellung wird dies besonders deutlich: Zwar gehörte der Feminismus unter Sozialisten und Kommunisten zum guten Ton, dennoch wehrte man sich gegen Frauen in Führungspositionen oder an der Front – weibliche Soldaten bildeten daher die Ausnahme. Frauen sollten in den Lazaretten arbeiten oder die Soldaten verpflegen. Dies missfiel jedoch den oft hochgebildeten und politisch aktiven Kämpferinnen aus aller Welt.

Der zweite Teil endet mit den Folgen des Engagements: Nach dem Krieg wurden die Kämpferinnen in Deutschland, Österreich und später auch in den deutschen Besatzungsgebieten durch die Gestapo gesucht. In Stalins Sowjetreich galten ehemalige Spanienkämpferinnen und -kämpfer sogar als potentielle Spione und mussten um ihr Leben bangen. Auch in demokratischen Staaten mussten sie mit Repressalien rechnen.

Der dritte Teil porträtiert ausgesuchte Kämpferinnen und erzählt deren Schicksale. Die Autorin stellt dabei sehr unterschiedliche Frauen vor. So zum Beispiel die legendäre capitana, die Argentinierin Mika Etchebèhere, die als einziger weiblicher Hauptmann im Bürgerkrieg kämpfte und mit ihren Truppen Madrid verteidigte, oder die deutsch-polnische Kriegsphotografin Gerda Taro, die auf der Jagd nach den besten Bildern an der Front ums Leben kam, ebenso die deutsche Modezeichnerin Golda Friedemann, die als überzeugte Kommunistin im Bürgerkrieg der Partei Bericht erstattete, später in der französischen Résistance kämpfte und nach dem 2. Weltkrieg am Aufbau der DDR beteiligt war. Besonders sticht die bürgerliche texanische Ärztin Frances Vanzant hervor. Sie verzichtete auf ihre erfolgreiche Karriere in den USA und ging als überzeugte Antifaschistin nach Spanien, um dem spanischen Volk zu helfen. 1938 erlitt sie einen Herzanfall von dem sie sich nie mehr erholte und musste letztendlich in die Heimat zurückkehren. Mit den einzelnen Biographien schafft Lugschitz den Kämpferinnen ein Denkmal. Besonders im Fall Frances Vanzant ist dies erfreulich, da ihre Geschichte lange als vergessen galt.

Die Autorin erzählt in ihrem Werk mit äußerst viel Liebe zum Detail. Mit Hilfe etlicher Quellen – u.a. Nachlässe, Zeitungsartikel und Zeitzeugeninterviews aus verschiedenen Archiven

## Buchbesprechungen

– gelingt es Lugschitz Geschichte greifbar zu machen. Ebenfalls dazu dient die Verwendung verschiedener Anekdoten, wie der Heirat der polnischen Krankenschwester Liza Namioth und des deutschen Spanienkämpfers Hein Hollender, die trotz fehlender Papiere zustande kam. Bemerkenswert ist auch die großzügige Nutzung neuester deutsch-, englisch- und spanischsprachiger Literatur. Ebenso greift die Autorin auf bekannte Standardwerke zurück.

Alles in allem ist Lugschitz Werk spannend und informativ. Kenner des Spanischen Bürgerkriegs kommen ebenso auf ihre Kosten wie interessierte Laien.

**Renée Lugschitz: Spanierkämpferinnen. Ausländische Frauen im Spanischen Bürgerkrieg 1936-1939. Wien: LIT Verlag, 2012**

Holger Hertel

## Gegen das Vergessen und Verschweigen

Am 10. Juni 1944 drang die SS-Panzerdivision „Das Reich“ in das kleine französische Dorf Oradour ein. Die Mitglieder der SS-Panzerdivision erschossen 161 Männer, 260 Kinder bzw. Jugendliche und 221 Frauen wurden in einer Kirche zusammengetrieben und eingeschlossen, die anschließend gesprengt wurde. Danach setzten die SS-Einheiten auch die anderen Gebäude des Dorfes in Brand. Insgesamt starben 642 Menschen, nur wenige Bewohner überlebten. Während in Frankreich der Name Oradour fest für die Verbrechen der deutschen Besatzung steht, fehlt in Deutschland die Erinnerung an die zivilen Opfer und die deutschen Täter weitgehend. Das von der Journalistin und Autorin Florence Hervé und dem Fotografen Martin Graf zweisprachig herausgegebene Buch könnte dies durch die gelungene Zusammenstellung vielfältiger Beiträge verändern.

Der belgische Historiker Bruno Kartheuser zieht eine Verbindung zur Erhängung von 99 französischen Geiseln im nahegelegenen Tulle am Vortag des Massakers von Oradour. Er ordnet die beiden Verbrechen der SS-Panzerdivision in den historischen Kontext der „aufständischen Phase“ der Résistance ein, auf die die deutsche Besatzungsmacht mit brutalen Vergeltungsmaßnahmen gegen die Zivilbevölkerung reagierte. Florence Hervé beschreibt das Massaker in Oradour selbst und die Folgen für die Überlebenden. So wurde das zerstörte Oradour an einer anderen Stelle wiederaufgebaut, die ausgebrannten Ruinen blieben hingegen als ein Gedenkort bewusst erhalten. Hermann Unterhinninghofen berichtet über die ausgebliebene und sogar bewusst sabotierte juristische Aufarbeitung in der Bundesrepublik. Er schildert aber auch die französischen Prozesse und die kontroverse Debatte um die Beteiligung von zwangsrekrutierten Elsässern, die am Massaker beteiligt waren. Ihre Amnestie unmittelbar nach Ende des Prozesses stand im Zeichen der von Charles de Gaulle geforderten nationalen Einheit, sorgte aber für Empörung bei den Angehörigen und Überlebenden von Oradour.

Einen zentralen Platz bekommen in dem Buch die Stimmen der wenigen Überlebenden des Massakers. In einem bewegenden Zeitzeugenbericht beschreibt Robert Hébras den beschaulichen Alltag seines Heimatdorfes und die dramatischen Umstände, unter denen er die Mas-



## Buchbesprechungen

senerschießung in Oradour unter den Leichen seiner Freunde und Nachbarn überlebte. Später schloss sich Hébras der Résistance an. Nach dem Krieg sagte er als Zeuge in Gerichtsprozessen über die Geschehnisse aus und engagierte sich auch in dem Gedenken an Oradour.

Einblicke in die künstlerische Erinnerung an Oradour in Gedichten, Liedern und Zeichnungen fügen dem vielseitigen Buch eine weitere Perspektive hinzu und unterstreichen gleichzeitig, dass es in Frankreich über Jahrzehnte hinweg eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema gab. Als besonders eindringlich sind die Fotografien von Martin Graf hervorzuheben, die die Ruinen des alten Dorfes Oradour zeigen, mitsamt der verbrannten Überreste von Autos, Brillenläsers oder Kinderfahrrädern. Auf einem Bild ist eine Taschenuhr zu sehen, stehen geblieben, „als auch das Leben ihrer Besitzer erlosch“, wie die Bildunterschrift kommentiert. Oradour sei mehr als ein „Monument National“, wie es offiziell heißt. Vielmehr sei es eine „Sammlung von vielen kleinen Denkmälern, die in ihrer Summe das Vergessen unmöglich machen“. Graf hat einige von ihnen für das Buch zusammengestellt, er rekonstruiert aber anhand der Überreste auch das alltägliche Leben Oradours und seiner Bewohner vor dem Massaker. Das ist durchaus kennzeichnend für das gesamte Buch und bemerkenswert, weil es die Perspektive auf die „Opfer“ erweitert und ihnen so gerecht wird.

Aufschlussreich ist auch der Beitrag von Ulrich Schneider, Generalsekretär der Internationalen Föderation der Widerstandskämpfer (FIR) – Bund der Antifaschisten. Er ordnet die Gedenkarbeit zu Oradour in das „internationale Erinnern“ an weitere Massaker von SS-, Wehrmachts- und Polizeieinheiten ein, etwa im tschechischen Lidice, in den italienischen Orten Marzabotto und Sant’Anna oder im griechischen Distomo. Schneider registriert eine zunehmende internationale Vernetzung der Erinnerungsarbeit und nennt beispielhaft die Zusammenarbeit von antifaschistischen Initiativen und Zusammenschlüssen von Widerstandskämpfern aus Griechenland, Italien und Deutschland, die gemeinsam an Protesten gegen die geschichtsrevisionistischen und militaristischen Gebirgsjäger-Treffen im bayerischen Mittenwald, sowie an Gedenkfeiern in Distomo und Sant’Anna teilnahmen.

In Zeiten, in denen der Bevölkerung die Übernahme militärischer Verantwortung in weltweiten Konflikten gepredigt wird, wird auch die staatliche und offizielle Erinnerungspolitik nicht über schwammige Appelle hinausgehen. Das faktenreiche und vielschichtige Buch von Florence Hervé und Martin Graf dagegen ist eine hervorragende Grundlage für eine antifaschistische internationale Erinnerungsarbeit von unten, die Täter, Ursachen und Zusammenhänge klar benennt und die, wie es die Herausgeber in ihrer Einleitung ausdrücken, ein Gedenken an die Vergangenheit mit einem „Nachdenken über die Gegenwart“ und einem „Denken in die Zukunft“ verbindet. Eine Erinnerungsarbeit, die sich auch gegen die Gegenwart von Rassismus, Antisemitismus und Militarismus wendet, damit diese „in Zukunft der Vergangenheit“ angehören.

**Florence Hervé, Martin Graf (Hg.): Oradour. Geschichte eines Massakers/Histoire d’un massacre (zweisprachig). Köln: PapyRossa Verlag, 2014**

Jan Lis

## Geschichtstheater

Zwischen interaktiven Angeboten für die Besucher von riesigen Freizeitparks mit historischen Themen und historischen Stadtführungen mit Nachtwächtern in historisierenden Kostümen, ihrer unvermeidbaren Hellebarde nebst Laterne tummelt sich eine Vielzahl von Erscheinungsformen der „Living History“ sehr unterschiedlicher Qualität. In seiner Monografie unternimmt Wolfgang Hochbruck in Kapitel 3, das umfangreichste im Buch, eine Sichtung und Wertung aller Erscheinungsformen des nun in „Geschichtstheater“ umbenannten Gegenstands „Living History“.

Sechs Formen kann Hochbruck in diesem Geschichtstheater klassifizieren und beschreiben: Experimentelle Archäologie; Living History Interpretation (LARP); Historische Festzüge; Reenactments; Rollenspiel im schulischen Kontext; Doku-Soaps, also auch Fernsehen.

Unabhängbare Voraussetzung für dieses Geschichtstheater ist die Interaktivität der Zuschauer/Besucher während der wie auch immer gearteten Präsentation. Auf dem Hintergrund des heute vorherrschenden interpassiven Verhaltens keine geringe Forderung. (Ein Beispiel: Der Beliebtheit von Kochsendungen im Fernsehen schadet die Tatsache nicht, dass sie meist von Nicht-Kochenden rezipiert wird.) Ein Leitfaden bietet auch die Authentizität in der Darstellung und in der Detailtreue des verwendeten Materials.

Alle sechs Erscheinungsformen schlüsselt Hochbruck auf, untersucht die brauchbareren unter ihnen auf ihre Tauglichkeit zur Vermittlung von Geschichte. Er sichtet den Bestand unvoreingenommen und wertet sehr vorsichtig. In Schemaskizzen und Tabellen zeigt Hochbruck anschaulich die didaktisch methodischen Ansätze der

einzelnen Geschichtstheaterformen und ihre intendierte Wirkungsweise. Seine untersuchten Spielarten des Geschichtstheaters beziehen sich fast ausschließlich auf Darbietungen für interaktive Laien-Teilnehmer durch Laien-Darsteller.

Am Schluss der Monografie noch einmal die Tabelle „Schaubild: Präsentation historischer Lebensformen“. Die Tabelle bietet eine Kurzbeschreibung aller in der Monographie benannten und erläuterten Formen. Zudem nimmt sie eine Punktwertung vor in den Kategorien „Wissenschaftlicher Erkenntnisansatz“, „Reflektion [!]“ und „Dokumentation“ auch „Vermittlungsanspruch“, „Einsatz speziell ausgebildeter Fachkräfte“, „Entertainment-Faktor“ (Endlich traut sich das mal jemand als ernsthafte Kategorie auch nur zu erwähnen!). Sogar eine „Gradierung“ wird gepunktet mit „dominant“, „stark“, „vorhanden“, „gelegentlich zu beobachten“. Ich denke mit dieser Tabelle sollte man die Lektüre beginnen.

Völlig außer acht lässt Hochbruck Formen neu-dokumentarischen Theaters, wie es aus dem Theater-Theater kommend inzwischen etwa von Rimini-Protokoll praktiziert wird. Produktionen wie „Situation Rooms“ und „Remote Avignon“, eine interaktive Stadtführung, die auch in anderen Städten vorgenommen wurde, konnten beim Festival 2012 in Avignon eindrucksvoll Erfolg feiern. Überhaupt sind alle von ihm benannten Formen der Präsentationen nicht jüngstzeitgeschichtlich ausgerichtet, sondern eben „historisch“ wie das Attribut zu Altstadt auf manchen Wegweisern.

**Wolfgang Hochbruck: Geschichtstheater. Formen der „Living History“. Eine Typologie. Bielefeld: transcript, 2013**

Gert Beck

## Wiedergelesen

Hans Frick

## Die blaue Stunde

Hans Frick – wer ist, wer war Hans Frick? Der Name des Frankfurter Schriftstellers, der von 1930 bis 2003 lebte und ein relative schmales Werk hinterließ, ist so gut wie vergessen. Wäre da nicht einer wie Thomas Sock. Der frühere AWO-Mitarbeiter ist – wie Frick es war – Bewohner des Arbeiterviertels Gallus im Frankfurter Westen. Thomas Sock stieß aus literarischer Neugier und persönlichem Interesse auf Frick und sein Werk. Heute führt er „auf den Spuren von Hans Frick“ durch das Gallus. Zu entdecken ist viel.

Hans Frick wuchs hier mit seiner Mutter Eva und der Großmutter in bitterer Armut auf. Sein Vater war der durchaus vermögende jüdischer Kunsthändler Josef Agay-Altstädter, der mit Eva Frick eine kurze Liebesbeziehung unterhielt. Hans war das

Ergebnis dieser Affaire; er blieb das einzige Kind seiner Mutter. Agay-Altstädter kann vor den Nazis fliehen, für seinen Sohn hat er nie einen Pfennig bezahlt. Später versuchte Hans Frick, seinen Vater in Wien zu finden, das Vorhaben misslang.

Die Geschichte seiner Mutter wird ein Lebensthema für Hans Frick. Besonders intensiv hat er sich in dem dokumentarischen Roman „Die blaue Stunde“ mit ihr befasst. Neben dem Psychogramm seiner Mutter gelingt ihm hier vor allem die Schilderung seiner eigenen Jugend sehr eindringlich: eine Kindheit in der NS-Zeit, unter ständigem Druck zur Anpassung, bei missgünstigen Nachbarn und in materieller Not. Demut ist die Eigenschaft, die seine Mutter vor allem anderen auszeichnet. Sie hätte es nie gewagt, auch nur das geringste Recht



für sich in Anspruch zu nehmen, schreibt ihr Sohn rückblickend. Sie stammte aus einer Familie, die immer dienen und oft kuschen musste. Die Begegnung mit Hans' Vater ist ihr einziger Ausbruch aus dieser tristen Welt, und sie muss ihn teuer bezahlen.

Als ihr Sohn, der "Halbjude", zur Welt kommt, sind zwar die Nazis noch nicht an der Macht, aber Ausgrenzung und Abwehr sind für sie auch da schon an der Tagesordnung. Dazu kommt die Arbeitslosigkeit; lange Jahre hat die kleine Familie – Mutter, Großmutter und der kleine Hans – kaum genug zum Lebensunterhalt. Die Mutter, immer verzweifelter, schneidet sich die Pulsadern auf, doch sie wird gerettet. „Die herausragenden Merkmale ihres Lebens waren Angst, Not und stille demütige Verzweiflung,“ notiert Hans Frick im Roman.

Schließlich findet die Mutter wieder eine Anstellung, diesmal in der Maschinenfabrik Alfred Teves. Eine neue, winzige Wohnung wird in der Nähe, in der Lahnstraße, gefunden. Der Umzug war nötig geworden, nicht zuletzt, weil die Mutter in der vorherigen Nachbarschaft als „Judenhure“ denunziert wurde. Hier im Gallus wird Hans Frick nun groß. Was er über die neuen Nachbarn erfährt, schildert er knapp und schnörkellos: „Für das Geld (er hatte zehn Pfennig fürs Möbelpacken bekommen) kaufte ich mir in einem Milchladen in der Kriegstraße Schokolade. Der Inhaber, ebenfalls ein SA-Mann, hatte zwei Töchter. Die jüngere von ihnen hatte später ein Verhältnis mit Martin Weiss, einem SS-Mann, der in den benachbarten Adlerwerken jüdische Häftlinge erschlug und erschoss.“

Die Verbrechen in der Fabrik, die mitten im Wohngebiet gelegen war, blieben kein Geheimnis. Jeder wusste, wer sich am meisten bei den Schikanen in den Adlerwerken hervortat, jeder kannte die Totschläger und Mörder. Was der Junge Hans sah, sahen auch alle anderen in der Straße. Sie schauten zu, wie Martin Weiss einen Häftling, der einen selbstmörderischen Fluchtversuch unternommen hatte, erschoss. Der Flüchtling hatte zunächst versucht, sich in einem

Keller zu verstecken, doch die Hausbewohner hatten ihn entdeckt und verraten. Es sind keine guten Jahre im Frankfurter Arbeiterviertel.

Hans Frick selbst muss immer fürchten, entdeckt zu werden. Dass er „Halbjude“ ist, erfährt er erst, als er etwa zwölf Jahre alt ist, doch die Furcht seiner Mutter sitzt ihm seit frühesten Kindertagen im Nacken. Die Mutter bekommt Drohbriefe, zerknüllt sie, wird halb wahnsinnig vor Angst. Hans' List zum Überleben dagegen ist einfach: Er freundet sich mit den Schlächtern an. Martin Weiss duzt schließlich den damals 14jährigen, brüstet sich mit seinen Gräueltaten in der Fabrik, trinkt Schnaps mit dem Jungen. Hans hört zu. Viel später, als er 1963 eine Geschichte über Weiss in der „Frankfurter Rundschau“ veröffentlicht hat (er hat ihm darin den Namen Schwarz gegeben), findet er die Spur des Mörders: Er lebt unbehelligt als Bürgermeister irgendwo in Rumänien. Bis zum Kriegsende hatte er zahlreiche Morde an jüdischen und russischen Gefangenen und Zwangsarbeitern verübt.

In der „Blauen Stunde“ verbindet Frick seine autobiografische Erzählung mit der Geschichte der Mutter und den Fakten über die Täter von damals. Sein Blick ist analytisch, seine Sprache oft kühl, wodurch sich der Schrecken über das Geschehen eher noch verstärkt. Er schildert die Bombennächte und das zunehmende Chaos in der Stadt, in der er aber trotz allem nach dem Schulabschluss eine Lehre beginnt. Kurz vor Kriegsende fürchtet er, doch noch als „Nicht-Arier“ entdeckt zu werden; er taucht ab. Im Frankfurter Umland sieht er die Todesmärsche von Gefangenen. Er wird von amerikanischen Jagdbombern verfolgt, und – weil er einem Russen ein Butterbrot geben wollte – beinahe von einem SS-Mann erschossen. Aber er überlebt.

Auch das Leben der Mutter geht weiter – in der gleichen Demut und mit ihrem nie endenden Schuldgefühl. Sie stirbt Anfang der 60er Jahre. 18 Jahre vergehen, bis ihr Sohn sich ihrem traurigen Schicksal nähern wird. In seinen Erinnerungen an sie schildert er die „blaue Stunde“ als die letzten Minuten, die er bei ihr saß, als sie bereits gestorben war. Er selbst ist da schon seit Jahren freiberuflicher Schriftsteller, ein Autodidakt, ein Querkopf und Querdenker, der manche Freunde hat, aber sich nirgends zu Hause fühlen kann, vor allem nicht in der Stadt Frankfurt, in der er so viel Leid erfahren hat. Er eckt an, er verprellt Wohlmeinende, er trinkt – umso mehr, als sein kleiner Sohn bei einem Autounfall zu Tode kommt. Ernüchterung, Wiederanfang. Trotz des achtbaren Erfolges der „Blauen Stunde“ verstummt der Autor Hans Frick wenige Jahre später; er veröffentlicht nach 1980 nie wieder eine Zeile. Mit seiner zweiten Frau, Karin, zieht er nach Spanien und beginnt dort ein anderes, neues Leben, in dem er die Dämonen der Vergangenheit – vielleicht – hat bannen können.

Hans Frick starb 2003 in Huelva/Spanien. Sein Werk ist weitgehend vergessen, seine Bücher nur antiquarisch zu haben. Das ist nicht nur schade, sondern eigentlich nicht hinnehmbar. Das Werk eines Mannes, der den Terror der Nazis so unvermittelt und ungeschönt schildern konnte, darf nicht vergessen sein. Zu danken ist denen, die es zur Zeit lebendig halten; zu hoffen ist auf einen mutigen Verleger, der eine Neuauflage wagt.

Gabriele Prein

## Impressum:

**Informationen – Wissenschaftliche Zeitschrift des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945**

Nr. 80, November 2014, 39. Jahrgang, ISSN 0938-8672

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 e.V., Rosserstraße 9, D-60323 Frankfurt/Main, Telefon: (069) 72 15 75, Telefax: (069) 71 03 42 54

Mail: studienkreis@widerstand-1933-1945.de  
Internet: <http://www.widerstand-1933-1945.de>

Redaktion: Thomas Altmeyer, Ursula Krause-Schmitt, Gabriele Prein, Gottfried Schmidt, Isolde Grillhösl  
Mitarbeit: Paul Metzler und Anne Brown

Gestaltung: Grafik & Satz, 65191 Wiesbaden, Parkstraße 65  
[www.dr-g-schmidt.de](http://www.dr-g-schmidt.de), (0611) 2043816;  
Umschlag-Gestaltung: Gottfried Schmidt

Erscheinungsweise: Zweimal jährlich (Frühjahr/Herbst) Verkaufspreis: Abonnement 11 Euro; Einzelheft 5.50 Euro jeweils zuzüglich Versandkosten;  
Bankverbindung: Postbank Frankfurt/Main, Konto 314 124 603, BLZ 500 100 60  
IBAN: DE21 5001 0060 0314 1246 03  
BIC: PBNKDEFF

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion; © Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 e.V.

Wir danken allen Rechteinhaberinnen und -inhabern der Abbildungen für die freundlich gewährte Abdruckgenehmigung. Dort, wo wir trotz intensiver Recherchen die Rechteinhaberinnen bzw. -inhaber nicht ermitteln konnten, bitten wir um Mitteilung.

Diese Ausgabe wird gefördert durch die BGAG-Stiftung Walter Hesselbach.

Regelmäßig über die Aktivitäten des Studienkreises Deutscher Widerstand 1933–1945 informiert sein? Dann abonnieren Sie unseren Newsletter unter:  
[www.newsletter.widerstand-1933-1945.de](http://www.newsletter.widerstand-1933-1945.de)